



Herausgegeben vom Danziger Bistumsrat

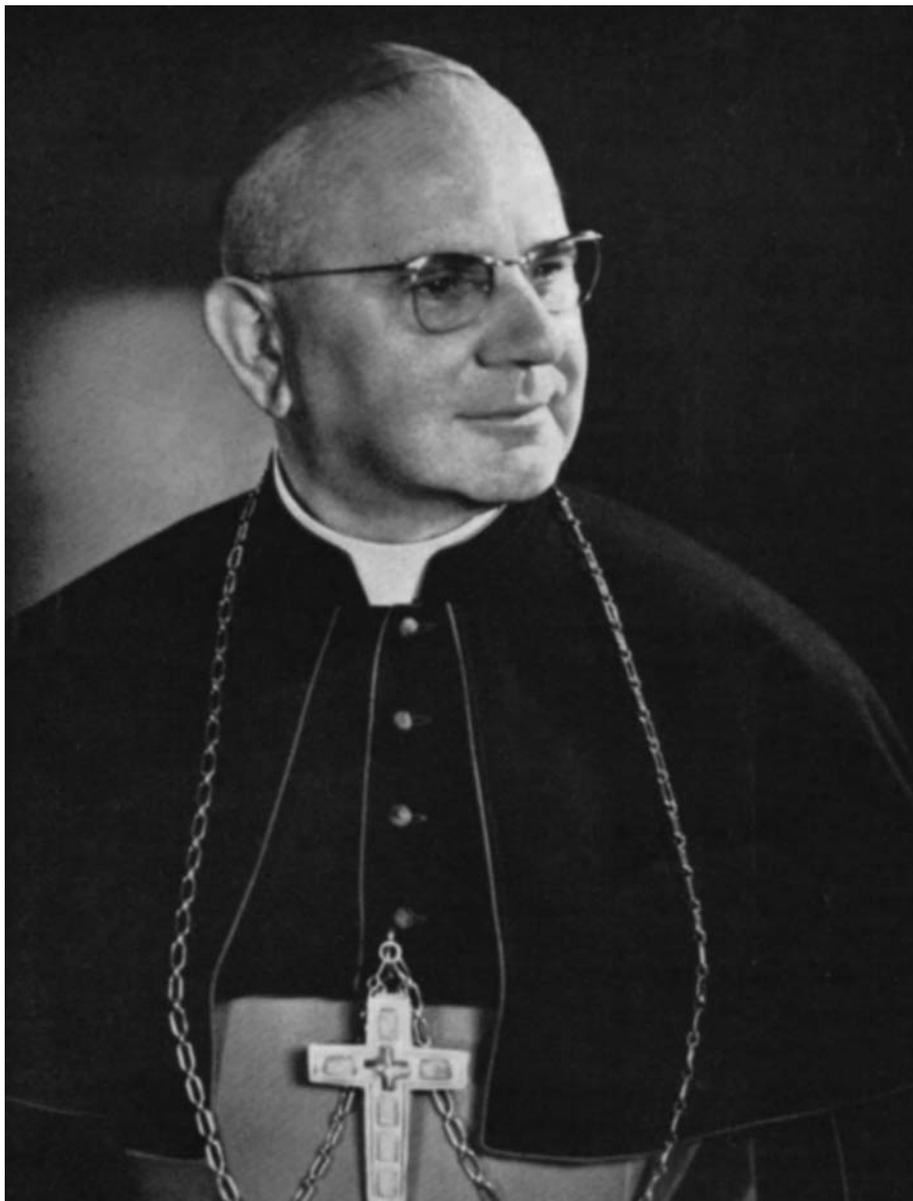
# HEIMATBRIEF

## DER DANZIGER KATHOLIKEN

14. Jahrg. / Nr. 8 / 15. August 1963

FESTNUMMER

Münster/Westf. / K 36 33 E



*Frohe Anteilnahme am Silbernen Bischofsjubiläum unseres Heimatbischofs bewegt die Herzen der Heimatvertriebenen aus Danzig.*

*Lieber hätten wir dieses Jubelfest in unserer Bischofskirche zu Oliva mit unserm Bischof gefeiert, aber ein hartes Schicksal ließ uns die Heimat verlieren.*

*Wir danken Gott, daß wir in der Patenstadt Düsseldorf, in der unser Bischof Wohnung gefunden hat, dieses Fest feiern können.*

*Unser Heimatbrief will mit dieser Festschrift das Andenken an die großen Tage für alle Landsleute auf immer festhalten.*

*Der Heimatbrief dankt an dieser Stelle allen Mitarbeitern, die die Veröffentlichung dieser Festnummer ermöglichten. Ihr Fleiß hat dazu beigetragen, daß eine gediegene Dokumentation der Kirche von Danzig geschaffen werden konnte — unsern Landsleuten zur Erinnerung und unsern Nachfolgern zu bleibendem Gedächtnis.*

Sr. Exzellenz, dem Hochw. Herrn Bischof von Danzig, M S G R. D R. C A R L M A R I A S P L E T T,  
sprechen die heimatvertriebenen Diözesanen die herzlichsten Glückwünsche

Z U M S I L B E R N E N B I S C H O F S J U B I L Ä U M

am 24. August 1963 aus.

## „In der Dreifaltigkeit ist meine Kraft“

Aus dem Leben und Wirken des Bischofs Carl Maria

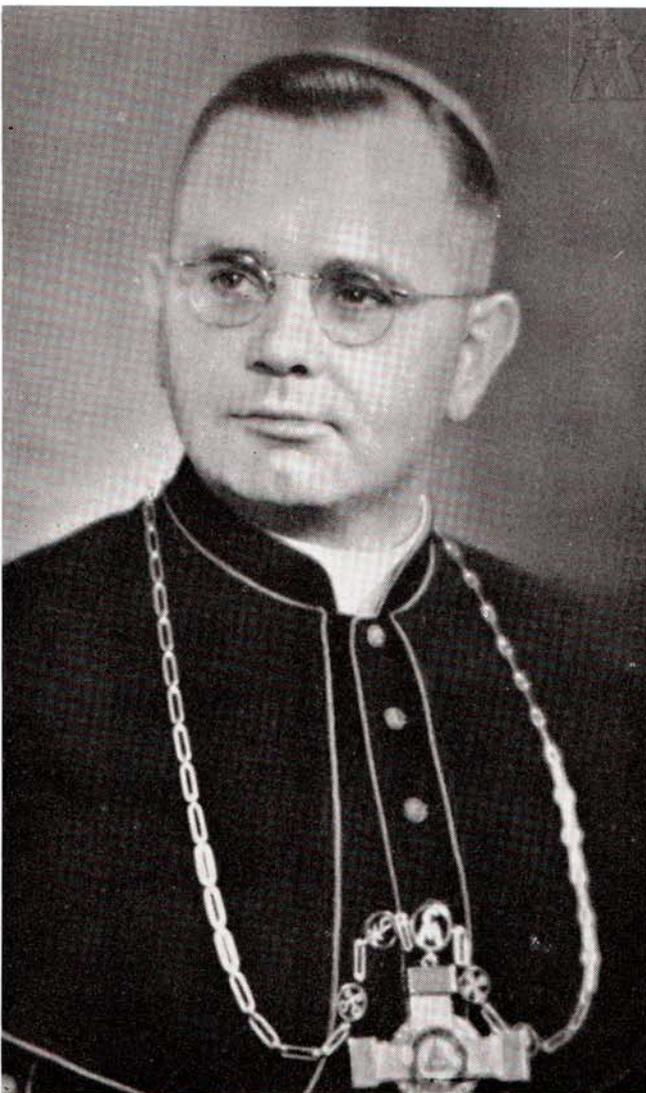
Das fünfundzwanzigjährige Bischofsjubiläum des Bischofs von Danzig Msgr. Carl Maria Splett bietet den Anlaß, aus dem Leben und Wirken des hohen Jubilars zu berichten.

Der heute 65-jährige Bischof wurde am 17. Januar 1898 in Zoppot am Ostseestrand als Sohn eines Lehrers geboren. Der Vater wurde später Rektor der Volksschule in Zoppot und betätigte sich erfolgreich auf dem Gebiete der Politik. Als Abgeordneter der Zentrumsparterie wurde er Vizepräsident der Abgeordnetenversammlung (Danziger Volkstag). Er war eine weit über kirchliche Kreise hinaus sehr geachtete Persönlichkeit, zielstrebig und streng in seiner Lebensart. Als Familienvater betonte er nachdrücklich das Prinzip der Autorität, das seine Kinder wohl zu achten wußten. Der Mutter werden vor allem Charakterzüge der Güte, der Herzenswärme und des menschlichen Verstehens nachgesagt. Drei Söhne und zwei Töchter hat sie in mütterlicher Liebe umsorgt. Daß in der Familie stets ein frommer Geist lebendig war, findet nicht zuletzt seine Bestätigung in der Tatsache, daß ein Sohn Priester wurde. Die Eltern von Bischof Splett wurden in Oliva getraut, die älteren Kinder ebenfalls in Oliva getauft, weil die kleine Ge-

meinde Zoppot damals noch zur Pfarrei Oliva gehörte. Erst das Anschwellen der Bevölkerung von Zoppot und die sprunghafte Entwicklung dieses ideal gelegenen Seebades zwischen Wald und Meer in der Danziger Bucht zu einem repräsentativen Kurort führte zu einem katholischen Kirchbau, der zunächst nur als Notlösung gedacht war, später aber doch endgültiges Gotteshaus für eine große Gemeinde blieb. Hier in dieser Marienkirche, die dem „Stern des Meeres“ geweiht war, empfing Carl Maria die erste heilige Kommunion, hier wurde ihm schon als Kind die Kirche zur Heimat. Nach dreijährigem Besuch der Volksschule schickte ihn der Vater zusammen mit seinem Bruder nach Konitz, jener deutschen Stadt in Westpreußen, die umgeben von einer polnischen Mehrheit in Verbindung mit den Dörfern der „Koschneiderei“ altes deutsches Siedlungsgebiet darstellte. In Konitz war ein preußisch-königliches Gymnasium, das mit einem bischöflichen Konvikt in Verbindung stand. Nur vier Jahre verblieb Carl Maria in Konitz; denn als sein Bruder erkrankte, ließ der Vater Schule und Konvikt wechseln: Konitz wurde mit dem westpreußischen Neustadt, das näher bei Danzig lag, getauscht. Auch dort war ein bischöfliches Konvikt und ein staatliches Gymnasium. Aber nochmals mußte Carl Maria die Schule wechseln. Mit Beginn des ersten Weltkrieges wurde das Konvikt in Neustadt geschlossen. So kehrten die beiden jungen Spletts nach Zoppot zurück und besuchten fortan das Königliche Gymnasium in Danzig, Weidengasse. Carl Maria bestand 1917 sein Abitur und entschloß sich, Theologie zu studieren. Die katholischen Schüler bildeten im damaligen staatlichen Gymnasium zu Danzig noch eine sehr starke Minderheit. Umso lebendiger gestalteten sich die inneren Beziehungen der katholischen Schüler zu ihren Religionslehrern. In Vertretung des eigentlichen Religionslehrers, Prof. Rink, der, bei einer Auslandsreise vom Ausbruch des Weltkrieges überrascht, jahrelang auf der Insel Korsika zivil-interniert war, gaben Pfarrer Lemke und später der damalige Vikar an St. Nikolai Magnus Bruski den Religionsunterricht.

### Studienjahre in Pelplin und Rom

Die Stadt Danzig, Oliva, das damals noch selbständige Gemeinde war, und Zoppot gehörten in jenen Jahren kirchlich zur Diözese Kulm mit dem Bischofssitz in Pelplin. Die Bischofsstadt besaß eine herrliche Zisterzienserabtei als Kathedrale und eine dem Priesterseminar angegliederte philosophisch-theologische Hochschule. Als Bischof regierte der letzte deutsche Bischof von Kulm, der als Gelehrter und Seelsorger hochgeschätzte Dr. Augustinus Rosentreter. Stern der Fakultät war Prof. Franz Sawicki, dessen philosophische Schriften eine weite Verbreitung gefunden hatten, weil sie eine positive Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen der Zeit darstellten. Subregens und später Regens des Priesterseminars war der nachmalige Weihbischof Constantin Dominik, der in dieser Eigenschaft Mitkonsekrator seines ehemaligen Schülers Carl Maria Splett in Oliva wurde. Kirchenrecht las in Pelplin damals Prof. Panske, der im jungen Splett das Interesse am kanonischen Recht zu wecken verstand, zumal in jenen Jahren der Codex juris canonici neu gefaßt worden war und Gesetzeskraft für die Gesamtkirche



Bischof Splett vor 25 Jahren

erlangt hatte. Der Pelpliner Domherr und frühere Dekan von Danzig Dr. Michalski regte den Seminaristen Splett an, das Kirchenrecht zum besonderen Studienfach zu wählen und das Studium in Rom zu vollenden. Am 10. Juli 1921 wurde Carl Maria Splett in Pelplin zum Priester geweiht. Da er noch nicht das kirchenrechtlich vorgeschriebene Weihealter besaß, mußte dieserhalb eine besondere päpstliche Dispens erwirkt werden. Bischof Rosentreter erteilte ihm die hl. Priesterweihe. Seine Primiz feierte er im Kreis seiner Familie und unter Anteilnahme einer großen Gemeinde in der Kirche Mariae Meeresstern in Zoppot. Die Primizpredigt hielt sein ehemaliger Religionslehrer, Vikar Bruski.

Wenige Monate nach seiner Priesterweihe, schon im Oktober 1921, übersiedelte der junge Priester nach Rom. Im deutschen Nationalkolleg Maria dell Anima fand er Aufnahme. Diesem Priesterkolleg blieb Bischof Splett zeitlebens innerlich sehr verbunden. Er fühlt sich auch heute noch ganz als „Animale“. Die Atmosphäre die ihn hier umgab, erfüllte sein junges Priesterleben. In Pelplin waren leider durch die politischen und nationalen Spannungen viele unerfreuliche Dinge vorgekommen. Die nationale Verselbständigung des polnischen Staates nach dem ersten Weltkriege wirkte sich auf die vaterländischen Gefühle der polnischen und deutschen Volksgruppe, die hier seit Jahrhunderten in engstem Miteinander lebten, recht unterschiedlich aus. Solche nationalen Spannungen gab es in Rom, am Sitz der Weltkirche nicht. In der Anima fand der junge Priester einen Freund fürs Leben im späteren Bischof von Mainz Albert Stohr, der schon älter an Jahren und bereits einige Jahre in der Seelsorge gewesen, den Neupriester wie ein Mentor betreute. Auch andere Freunde fand Carl Maria Splett in der Anima, so Michael Keller, den späteren Bischof von Münster, und den heutigen Erzbischof von Salzburg, Andreas Rohrer.

Das Studium schloß der junge Priester mit der Promotion zum Dr. beider Rechte ab. Während der Studienzeit war er dreimal in den langen Sommerferien als Vikar an der Herz-Jesu-Kirche in Zürich tätig. Die Inflation machte damals die weite Reise von Rom nach Danzig fast unmöglich. Zur Schweiz hin, namentlich zur Herz-Jesu-Gemeinde in Zürich, zieht es Bischof Splett auch heute noch immer wieder hin. Er blieb einzelnen Geistlichen und Laien in Zürich freundschaftlich verbunden.

#### Der junge Priester in Danzig

Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde Dr. Splett Vikar in St. Brigitten zu Danzig. Am 1. Oktober 1927 wurde er für ein halbes Jahr in die Landgemeinde Prangenua versetzt, um auch die Seelsorge auf dem Lande kennenzulernen. Schon am 1. April 1928 wurde er Vikar an der ehemaligen Dominikanerkirche St. Nikolai, die in jenen Jahren zur Basilika erhoben wurde.

Während seiner Vikarszeit in St. Brigitten und St. Nikolai begleitete Dr. Splett öfters Bischof Eduard, den ersten Bischof der jungen Diözese Danzig, auf seinen Firmreisen. Am 1. April 1935 wurde Dr. Splett zum Pfarradministrator mit dem Titel Dompfarrer an der Kathedrale zu Oliva bestellt. Nun war er Pfarrer an der Kirche geworden, in der seine Eltern getraut und in der er selbst getauft worden war. Bei seinem Amtsantritt wird er nicht gehnt haben, daß diese Kirche einmal seine Kathedrale werden würde. Schon als Vikar und später auch als Pfarrer entwickelte Dr. Splett eine reiche Tätigkeit in der außerordentlichen Seelsorge. So war er der Diözesanpräses der weiblichen Jugend, der Frauen- und Müt-

tervereine, der Diözesanpräses der Borromäusvereine und der Geistliche Beirat des KKV der Kaufleute. In die Aufgabe der kirchlichen Verwaltung durfte er Einblick nehmen durch seine Tätigkeit als Notar am geistlichen Gericht und als Pro-synodalexaminator.

Als Bischof Eduard als Bischof von Danzig resigniert hatte, weil er sich den immer größer werdenden Schwierigkeiten auch auf der politischen Ebene nicht mehr gewachsen fühlte, wollte der Heilige Stuhl den Pelpliner Seminarprofessor Franz Sawicki zum Bischof von Danzig ernennen. Die Ernennungsurkunde war sogar schon unterzeichnet, aber die damals bereits von den Nationalsozialisten geführte Regierung des Freistaates erklärte, sie würde den ernannten Bischof als polnischen Staatsbürger an der Landesgrenze verhaften lassen, falls er den Danziger Boden zu betreten wagte. So zog Rom die Ernennung von Franz Sawicki zurück. Im Frühjahr 1938 kam der damalige Nuntius Cortesi aus Warschau nach Dan-



Das Grab der Eltern  
auf dem Friedhof in Zoppot

zig, um Ausschau nach einem neuen Bischofskandidaten zu halten. Dabei lernte er selbstverständlich auch Dr. Splett kennen, und er schlug ihn in Rom als Bischofskandidaten vor. Pfingsten 1938 wurde Dr. Splett dies auf der Nuntiatur in Warschau eröffnet. Am 13. Juni 1938 wurde er zum Bischof von Danzig ernannt und am 24. August 1938 in der Kathedrale von Oliva von seinem Studienfreund, dem damals noch jungen Bischof von Mainz, Albert Stohr, konsekriert. Mitkonsekratoren waren der Bischof von Ermland, Maximilian Kaller und der Pelpliner Weihbischof, Constantin Dominik.

#### Bischof in schwerer Zeit

Die innerpolitischen Verhältnisse waren im damaligen Freistaat schon sehr unerfreulich geworden. Die nationalsozialistische Herrschaft wirkte sich für das gesamte politische Leben lähmend aus. Mit den Polen trieb man ein verlogenes Spiel arglistiger Täuschung. Die deutschen Katholiken, die in der Zentrumsparterie fest wie ein Block zusammenhielten, erklärte man zu Staatsfeinden. Außenpolitisch war damals die Existenz des Freistaates nur noch eine Frage der Zeit. Mit dem Ausbruch des Krieges klärten sich die Fronten, die Polen sollten ausgerottet werden, die polnischen Priester wurden ermordet, der braune Kirchenkampf tobte sich aus, wenn auch stärker in den „eroberten“ Gebieten Westpreußens, als im alten Gebiet des Freistaates. Aber auch hier mußten viele Opfer an Hab und Gut, Leib und Leben gebracht werden. Es gab für das gesamte Gebiet des Freistaates und des ehemaligen Westpreußens keine Rechtsgrundlage für die Regelung der Fragen, die Kirche und Staat berühren. Das polnische Konkordat wurde mißachtet, das deutsche Reichskonkordat fand keine Anwendung. Durch geschickte Verhandlungen hat Bischof Splett erreicht, daß einige Bestimmungen des Reichskonkordates auch in Danzig zur Geltung kamen. Anders sah

es in Westpreußen aus. Der Bischof von Kulm hatte den bischöflichen Stuhl vor dem Anrücken der deutschen Truppen verlassen. Durch die Ermordung der Domherren von Pelplin lag die kirchliche Verwaltung völlig danieder. Am 6. Dezember 1939 ernannte Rom den Bischof von Danzig zum Apostolischen Administrator von Kulm. In diesem weiten Gebiet der polnischen Diözese, deren Priester erschlagen oder ins KZ verschleppt waren, deren Kirchen geschlossen und deren Friedhöfe geschändet waren, versuchte Bischof Splett ein

Mindestmaß von Seelsorge und kirchlicher Verwaltung wieder aufzubauen. Die deutschen Bischöfe halfen ihm dabei, indem sie Priester für den Aufbau der Seelsorge in diesen Gebieten zur Verfügung stellten. So kamen damals zahlreiche westdeutsche Priester nach Danzig und Westpreußen. Es ist Bischof Splett gelungen, die Seelsorge über die Kriegsjahre hinweg, wenn auch in begrenztem Maß, aufrecht zu erhalten. Das ist unbestritten



Das Bild der Mutter

sein Verdienst und ruhig denkende polnische Geistliche haben dies auch später anerkannt. Um die Problematik dieser schwierigen Aufgabe, Administrator einer polnischen Diözese zu sein, ganz erfassen zu können, muß man einen Blick in jenes Gebiet werfen, das der Nationalsozialistische Staat den „Reichsgau Posen-Wartheland“ nannte. Hier tobte sich der Kirchenkampf bekanntlich so aus, daß die Kirche organisatorisch überhaupt aufhörte zu bestehen. Die Gotteshäuser waren geschlossen. Die Sakramente durften nur nach einem staatlich kommandierten und überwachten Reglement gespendet werden. Die Kirche besaß nicht mehr das Recht einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft, sondern galt nur als privat-rechtliche Vereinigung. Es gab keine eigenständige kirchliche Verwaltung. Polnische Kinder durften nicht getauft, Polen nicht getraut werden. Deutsche durften nur nach besonderer namentlichen Erklärung seelsorglich betreut werden. Der Kirchenkampf in diesen Gebieten gehört mit zum Dämonischsten, was die nationalsozialistische Gewaltherrschaft angerichtet hat. Man darf sicher der Meinung sein, daß hier ein Modellfall geschaffen wurde für das, was nach dem Kriege — „nach dem siegreichen Endkampf“ — in ganz Deutschland praktiziert werden sollte. Leider sind diese Tatsachen nach dem Kriege nicht genügend in das zeitgeschichtliche Bewußtsein des deutschen Volkes eingegangen. Man kann das bischöfliche Wirken von Dr. Splett im Gebiet des ehemaligen Westpreußen, also in der Diözese Kulm, nur vor dem grausigen Hintergrund dessen, was sich in Posen-Wartheland abspielte, richtig verstehen. Nach dem Kriege haben jene Polen, die die kommunistische Ideologie national-chauvinistisch interpretierten, erklärt, es wäre besser gewesen, in Westpreußen wären die Wurzeln der kirchlichen Existenz ebenso vernichtet worden, wie im Wartheland. Bischof Splett befand sich zweifellos in einer tragischen Konfliktsituation. Er war Deutscher und mit deutschen Priestern (aber auch mit den Polen, die nach und nach aus den Konzentrationslagern befreit werden konnten, weil sie sich - o grausiges Wort für eine grausame Tatsache! - „eindeutschen“ ließen), mußte er um des Heiles der Seelen willen sich darum sorgen, daß diesem gläubigen Volk das Brot des

Lebens gebrochen wurde. Aber weil die Seelsorge ein deutsches Kleid trug, machte man ihm daraus später den Vorwurf, er habe die Seelsorge national mißbraucht und polnische Gebiete germanisiert. Wie groß muß der Haß gewisser polnischer Kreise damals gewesen sein, daß man nicht den früheren Gauleiter von Danzig als ersten vor ein Gericht stellte, um ihm den Prozeß zu machen, sondern den deutschen Bischof der katholischen Kirche!

### Bekennerbischof in Gefängnis und Verbannung

Am 9. August 1945 wurde Bischof Dr. Splett verhaftet. Nach der Untersuchungshaft im Polizeigefängnis in Danzig, Karrenwall, und im Gerichtsgefängnis Schießstange wurde er in einem Schauprozeß vom 27. Januar bis 2. Februar 1946 im Schwurgerichtssaal des Danziger Gerichtsgebäudes zu 8 Jahren Zuchthaus verurteilt. Am 21. März 1946 wurde Bischof Splett ins Zuchthaus Wronki bei Posen überstellt und hat dort die gesamte Strafzeit bis zum 10. August 1953 verbracht. In einsamer Einzelhaft, ohne jede Möglichkeit einer Lektüre oder einer Beschäftigung mit geistigen Dingen, hat Dr. Splett im Laufe der Jahre alle die Schrecknisse durchgestanden, die uns aus kommunistischen Zuchthäusern durch vielerlei Berichte bekannt geworden sind. Bischof Splett hat nie öffentlich über diese Dinge gesprochen. Als er aus dem Zuchthaus entlassen wurde, verschleppte ihn die kommunistische Staatspolizei nach Borek Stary in ein Dominikanerkloster und ab Dezember 1953 in ein Franziskanerkloster nach Dukla in den Beskiden, wo er in größter Einsamkeit unter ständiger Bewachung von Geheimpolizisten einem völlig ungewissen Schicksal jahrelang gegenüberstand. Als 1956 unter Ministerpräsident Gomulka das „politische Tauwetter“ in Polen einsetzte, forderte Kardinal Wyczinski die Freilassung aller Bischöfe. Damit wurde auch Bischof Splett frei. Zwar durfte er sein Bistum nicht mehr betreten, wurde aus Polen ausgewiesen, war aber immerhin nun wieder ein freier Staatsbürger in der freien Welt geworden.

Der Hl. Vater Papst Pius XII. umarmte ihn brüderlich in einer ersten Audienz und nannte ihn einen Bekennerbischof. Seit dieser Zeit hat Bischof Dr. Splett den päpstlichen Auftrag, sich in väterlicher Liebe um seine heimatvertriebenen Diözesanen zu kümmern, treu erfüllt. Land auf, Land ab nimmt er an Heimattreffen der Vertriebenen bei Wallfahrten und kirchlichen Begegnungen teil. Er hält sich frei von jedem politischen Wort, weil er seine Aufgabe darin sieht, den heimatvertriebenen Diözesanen den Trost des Gotteswortes zu verkünden. Und dieses Wort Gottes unterbaut durch Gebet und Opfer des Bischofs fällt nicht auf schlechten Grund. Über 50 junge Männer sind seit Kriegsende aus dem Kreis der heimatvertriebenen Danziger als junge Priester an den Altar der katholischen Kirche getreten. Die Zahl derer, die als Brüder und Ordensschwwestern den geistlichen Beruf erwählt haben, übersteigt diese Zahl um ein Vielfaches. Wo der Bischof ist, dort ist die Kirche. Die Danziger Katholiken danken Gott, daß ihr Bischof unter ihnen weilen und wirken darf.



Der junge Bischof

# Die Diözese Danzig

Errichtung und Entwicklung eines jungen Bistums

Als Folge des verlorenen ersten Weltkrieges traten im Osten des Deutschen Reiches einschneidende Gebietsveränderungen ein. Weite Teile der Provinz Westpreußen gingen an Polen verloren. Danzig mit Umgebung wurde am 10. Januar 1920 zur Freien Stadt Danzig proklamiert und unter den Schutz des Völkerbundes gestellt.

Nach dem Statut der Freien Stadt Danzig hatte Polen in dem neuerrichteten Freistaat vielerlei Sonderrechte, die in keinem Verhältnis zu der Zahl der dort lebenden Polen standen. Die Danziger Staatsbürger polnischer Nationalität machten zu der damaligen Zeit etwa 4 vom Hundert der Gesamtbevölkerung aus. Später sank ihre Zahl — vor dem Kriege — auf 3 % ab. Kirchlich gehörte das Gebiet zu den Bistümern Kulm und Ermland. Der Kulmer Anteil belief sich auf 106 341, der Anteil Ermlands auf 13 129 Katholiken. Die 119 470 Katholiken der Freien Stadt Danzig machten 32 vom Hundert der Gesamtbevölkerung aus.

Es lag auf der Hand, daß der polnischen Regierung sich jetzt Möglichkeiten eröffneten, über den Bischof von Kulm auf Danziger Interessen einzuwirken. Es mußte damit gerechnet werden, daß die nationalen Gegensätze eines Tages zu politischen Spannungen führen könnten, die dann auch das kirchliche Leben berührten. Eine ganz natürliche Reaktion war es daher, daß bald nach Errichtung des Freistaates Bestrebungen der Danziger Katholiken deutscher Nationalität einsetzten, das kirchliche Leben in der Freien Stadt Danzig neu zu organisieren.

Voraussetzung hierfür war die Trennung sowohl vom — jetzt polnischen Bistum Kulm als auch von dem — beim Deutschen Reich verbliebenen — Bistum Ermland. Bei den Geistlichen, die solange zum Ermland gehörten, war nach anfänglichem Zögern Einmütigkeit mit dem Danziger deutschen Klerus vorhanden. Die Danziger Katholiken polnischer Zunge dagegen traten sehr aktiv für die Beibehaltung der bisherigen kirchlichen Organisation ein.

Die Auffassung des Klerus und der katholischen Laienwelt, die sich u. a. auch in mehreren im Jahre 1921 im Friedrich-Wilhelm-Schützenhaus und in der Sporthalle abgehaltenen Versammlungen gebildet hatte, übermittelte der Dekan Anton Sawatzki im Auftrage der Danziger Pfarrer dem Heiligen Stuhl. Durch Dekret vom 22. April 1922 wurde das Gebiet der Freien Stadt Danzig von den Bistümern Kulm und Ermland abgetrennt; es erhielt den Status einer Apostolischen Administratur. Der frühere Bischof von Riga, Eduard Graf O'Rourke, wurde zum Apostolischen Administrator bestellt. Er erhielt den Auftrag und die Vollmacht, die erforderlichen Verwaltungsorgane zu schaffen. Am 15. Mai 1922 trat er dieses Amt an.

Diese Regelung brachte eine Beruhigung des kirchlichen Lebens bis zum Abschluß des polnischen Konkordates im Jahre 1925. Nach diesem Vertrag erstreckten sich die Machtbefugnisse des Warschauer Nuntius auch auf das Gebiet der Freien Stadt Danzig. Dieser Umstand veranlaßte die deutschen Katholiken mit ebenso großer Geschlossenheit wie im Jahre 1921 zu der Bitte an den Heiligen Stuhl, die Danziger Apostolische Administratur zu einem exemten Bistum zu erheben. Am Sonntag, dem 12. Juli 1925 fand eine Versammlung im Friedrich-Wilhelm-Schützenhaus statt. Der große Saal reichte kaum aus, die Massen deutscher Katholiken zu fassen. Sie waren erschienen, um gegen die Ausdehnung des polnischen Konkordates über Danzig Einspruch zu erheben. Referent war Dr. Schulte. Er führte aus, daß die Organisation der Katholiken deutscher Nationalität der Freien Stadt Danzig es sich zur Aufgabe gemacht habe, die Interessen der Katholiken der Freien Stadt Danzig deutscher Nation zu wahren. Zu diesem Zweck seien von ihr bereits 1921 große Versammlungen einberufen, als es u. a. galt, die Katholiken Danzigs unabhängig vom polnischen Bistum Kulm zu machen. Die bald darauf vollzogene Loslösung Danzigs in kirchlicher Hinsicht vom Bistum Kulm sei nicht in letzter Linie auf die einmü-

tige Stellungnahme der Katholiken deutscher Zunge in jenen Massenversammlungen zurückzuführen.

Die Organisation habe inzwischen nicht geruht, Ihr Vorstand habe die Entwicklung verfolgt und es jetzt wieder für notwendig gehalten, daß die Organisation mit ihren Zehntausenden von Mit-

gliedern vor die Öffentlichkeit trete, um ihren Willen in kirchenpolitischer Hinsicht darzutun. Im Februar dieses Jahres habe der Papst mit der polnischen Regierung ein Konkordat abgeschlossen, das die Interessen Danzigs berühre. In Artikel III des Konkordates heiße es: „Zwecks Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und der Republik Polen werden in Polen ein Apostolischer Nuntius und beim Hl. Stuhl ein Botschafter der Republik residieren. Die Machtbefugnisse des Nuntius werden sich auf das Gebiet der Freien Stadt Danzig erstrecken.“



Der Freund der Kinder

Hiernach seien dem Apostolischen Nuntius in Warschau zugleich in der Freien Stadt Danzig kirchenpolitische Rechte zugesprochen, die wir als Katholiken deutscher Nationalität nicht billigen könnten. Die Gefahren, die den Katholiken deutscher Nationalität drohten, lägen in den Auswirkungen dieses Artikels III. Mit dem ausgesprochenen deutschen Charakter der Freien Stadt Danzig sei es nicht zu vereinbaren, daß die Katholiken Danzigs indirekt unter polnischem Einfluß ständen.

Der zweite Schritt könne nur darin liegen, daß bei einer evtl. Abberufung unseres Administrators durch Vermittlung des Apostolischen Nuntius in Warschau ein Nachfolger zum Verwalter der Administratur Danzig ernannt werde, der entweder selbst Pole sei oder polnischen Tendenzen huldige. Die große Gefahr sähen die deutschen Katholiken dann endlich darin, daß die Apostolische Administratur vollkommen aufgegeben werden könnte, um die Katholiken der Freien Stadt Danzig dem polnischen Bistum Kulm zu unterstellen. Dies zu verhüten, sei der gegebene Weg, eine Eingabe an den Heiligen Stuhl zu machen. Diese Eingabe, die vorgelegt und gebilligt wurde, hatte folgenden Inhalt:

„Die Organisation der Katholiken deutscher Nationalität der Freien Stadt Danzig hat die Frage geprüft, ob und inwieweit der Artikel III des polnischen Konkordates, der u. a. besagt, daß die Machtbefugnisse des Apostolischen Nuntius in Warschau sich auf das Gebiet der Freien Stadt Danzig erstrecken sollen, der nationalen Selbständigkeit der Katholiken deutscher Nationalität der Freien Stadt Danzig Abbruch tun können. Die nach Tausenden zählende Versammlung stellt sich einmütig auf den Standpunkt, daß diese Gefahr bei dem ausgesprochenen Willen der polnischen Regierung, die katholische Kirche der Freien Stadt Danzig einem polnischen Bistum zu unterstellen, besteht. Weiter besteht die Gefahr eventueller Abberufung unseres Oberhirten, Grafen O'Rourke, und in einer eventuellen Neubesetzung des Apostolischen Administrators mit einem Nachfolger polnischer Nationalität und in einer eventuellen Aufhebung der Apostolischen Administration und ihrer gleichzeitigen Wiedervereinigung mit dem polnischen Bistum Kulm.“

Aus diesen Befürchtungen heraus erlaubt sich die unterzeichnete Organisation der Katholiken deutscher Nationalität der Freien Stadt Danzig die Bitte, das Gebiet der Freien Stadt Danzig zu einem exemten Bistum zu erheben; dieses Bistum auch in Zukunft mit einem Priester als Oberhirten zu besetzen, welcher der nationalen Eigenart der katholischen Mehrheit in jeder Weise und in jeder Zeit Rechnung trägt und wegen der Errichtung des Bistums Verhandlungen mit der Regierung der Freien Stadt Danzig anzuknüpfen, der wir diese unsere Wünsche unterbreitet haben.“

Diese Fassung wurde ohne Erörterung einstimmig angenommen. Den Argumenten der deutschen Katholiken Danzigs konnte der Hl. Vater sich wohl nicht verschließen. Auf seinen Wunsch reiste Bischof Graf O'Rourke um die Jahreswende 1925/1926 nach Rom, um zu der Errichtung eines besonderen Bistums persönlich Stellung zu nehmen.

#### Die Errichtung des Bistums

Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Kurz nach Neujahr 1926 kam die Meldung aus Rom, daß der Papst durch Motuproprio vom 30. Dezember 1925 die bisherige Apostolische Administratur Danzig in ein exemptes Bistum umgewandelt und damit das Bistum Danzig errichtet habe. Die Grenzen des neuen Bistums deckten sich mit denen des Freistaates.

Die Pfarrkirche in Oliva wurde zur Kathedrale erhoben und mit den Vorrechten einer solchen ausgestattet. Mit der Ausführung der Bulle wurde der bisherige Administrator, Bischof Graf O'Rourke, beauftragt. In einem gleichzeitigen Motuproprio wurde Bischof Graf O'Rourke zum ersten Bischof von Danzig ernannt.

Die katholische Bevölkerung Danzigs nahm diesen Schritt des Hl. Vaters, der den staatlichen Verhältnissen Danzigs gegenüber so viel Verständnis erwiesen hatte, mit großer Freude auf. An dieser Freude nahmen auch alle übrigen Danziger teil.

Am Samstag, dem 16. Januar 1926 wurde der neuernannte Diözesanoberhirte vom Präsidenten des Senats, Dr. Sahm, im Beisein des Kultussenators Dr. Schwartz empfangen. Bischof Graf O'Rourke legte die Bullen über die Errichtung der Diözese Danzig und über seine Ernennung vor.

Die Bulle über die Errichtung der Diözese Danzig hatte folgenden Wortlaut:

„Pius, Bischof, Diener der Diener Gottes zum ewigen Gedächtnis! Die allumfassende Sorge um die Gläubigen Christi, („Universa Christifidelium cura“) welche Uns als dem obersten Hirten der Kirchen obliegt, drängt Uns, daß Wir, so oft es die Notwendigkeit oder der offenbare Vorteil erfordert, neue Diözesen durch Teilung der alten errichten. Als daher die Stadt Danzig mit dem dazu gehörigen Gebiet in dieser allerletzten Zeit als „Freie Stadt“ begründet wurde, und als durch die Apostolische Konstitution: „Vix dum Poloniae unitas“, das Gebiet der Diözese Culm auf die politischen Grenzen des polnischen Staates beschränkt wurde, haben Wir nach reiflicher Überlegung der Angelegenheit angeordnet, daß sie auch als eine eigene und getrennte Diözese errichtet würde. Deswegen errichten Wir kraft Apostolischer Vollmacht nach Anhörung der Interessenten und mit Zustimmung, soweit notwendig, anderer Beteiligter oder für beteiligt zu haltender aus dem ganzen Gebiet, welches zur erwähnten Freien Stadt Danzig gehört, und welches bisher zu verschiedenen Diözesen, nämlich der von Culm und Ermland, gehörte, und welches seit einigen Jahren unter einem Apostolischen Administrator stand, unter Aufhebung der Apostolischen Administratur zu einer besonderen Danziger Diözese, die nur dem Apostolischen Stuhle unmittelbar unterworfen ist. Ihren bischöflichen Sitz haben Wir in der Stadt Danzig bestimmt, mit allen Rechten und Privilegien, deren sich nach allgemeinem Recht auch alle anderen Bischofsstädte erfreuen. Die Pfarrkirche in Oliva zur Hl. Dreifaltigkeit in der genannten Gemeinde erheben Wir zu dem Rang und der Würde einer Kathedrale unter Beibehaltung ihres Namens und Charakters als Pfarrkirche und zugleich verleihen Wir dieser Kirche und ihren jederzeitigen Bischöfen die Abzeichen, Ehren, Privilegien und Rechte, welche anderen Kathedralkirchen und deren Bischöfen nach allgemeinem Recht zustehen.

Außerdem verleihen Wir dem Bischof von Danzig die Vollmacht, die Pfarrstelle der gedachten Kirche von Oliva, sobald sie vakant wird, zu übernehmen mit der einzigen Auflage, dort einen geeigneten Vikar oder Administrator einzusetzen, welcher die Seelsorge ausübt. Wir bestimmen außerdem, daß bei der Wahl des Kapitularvikars bei Sedisvakanz die Rechte und Pflichten der Kleriker und der Gläubigen sowie alles übrige der Art, wie es Brauch ist, erhalten bleiben, wie es die hl. Canones vorschreiben. Endlich ordnen Wir an, daß alle Urkunden und Akten, welche die neue Diözese betreffen, sobald als möglich von den Bischofssitzen, zu welchen sie gehören, nach dem Danziger Bischofssitz überführt werden sollen, um hier in dessen Archiven aufbewahrt zu werden. Was in dieser Urkunde kraft Apostolischer Vollmacht von Uns angeordnet ist, das darf kein Mensch zu irgendeiner Zeit aufheben oder ihm Widerstand leisten oder auf irgendeine Weise entgegenhandeln. Sollte das, was Gott verhüten möge, jemand unternehmen, so möge er wissen, daß er den Strafen verfällt, welche die hl. Canones gegen die festsetzen, die sich der Ausübung der kirchlichen Jurisdiktion widersetzen. Zur Ausübung unserer Anordnungen bestimmen wir Unseren Ehrwürdigen Bruder Eduard O'Rourke, bisherigen Titularbischof von Pergamon und seitherigen Apostolischen Administrator in Danzig, und übertragen ihm alle in dieser Angelegenheit notwendigen und geeigneten Vollmachten mit dem Recht, auch einen beliebigen kirchlichen Würdenträger mit der Aufgabe, um die es sich handelt, zu betrauen mit der Auflage, binnen sechs Monaten einen authentischen Bericht über die Ausführung der hl. Konsistorialkongregation zu übermitteln.

Endlich bestimmen wir, daß diese vorliegende Urkunde Geltung haben soll gegenüber allen anderen, im geringsten entgegenstehenden auch denen, die einer besonderen und ausdrücklichen Erwähnung wert sind.

Gegeben zu Rom bei St. Peter im Jahre des Herrn 1925 am 30. Tage des Monats Dezember, im vierten Jahre Unseres Pontifikates. P. P.“

Die Bestätigungsurkunde für Bischof O'Rourke hatte folgenden Wortlaut:

„Pius, Bischof, Diener der Diener Gottes, dem Ehrwürdigen Bruder Eduard O'Rourke, bisher Pergamenischer Titularbischof, zum Bischof von Danzig gewählt, Gruß und Apostolischen Segen!

Das Unserer Niedrigkeit von dem Ewigen Oberhaupte der Hirten auferlegte Amt, die allgemeine Kirche zu leiten, zu weiden und zu lenken, legt uns die Verpflichtung auf, aufs sorgfältigste dafür zu sorgen, daß allen Kirchen solche Vorsteher vorgesetzt werden, die der Herde des Herrn gesunde Weide zu geben verstehen und imstande sind.

Da wir aber die Danziger Kirche, die durch die Apostolische Bulle „Universa Christi fidelium cura“ vom 30. Dezember des verflommenen Jahres zu einer Uns unmittelbar unterstellten Kathedrale durch Apostolische Vollmacht von Uns errichtet worden ist, noch nicht mit einem Vorsteher beschenkt haben, so erwählen Wir im Bestreben, sowohl für die Danziger Kirche wie für ihre Herde des Herrn dort zum Besten zu sorgen, Dich, den bisherigen Titularbischof von Pergamon und Apostolischen Administrator in Danzig, indem Wir Dich kraft Apostolischer Vollmacht von der Verpflichtung, die Dir als Titularbischof von Pergamon oblag, befreien, auf den Rat unserer Ehrwürdigen Brüder, der Kardinäle der hl. kath. Kirche, für die besagte Danziger Kathedrale kraft Apostolischer Vollmacht und stellen Dich an ihre Spitze als Bischof und Hirten und übertragen Dir die Sorge, Leitung und Verwaltung dieser Danziger Kirche in geistlichen und zeitlichen Dingen mit allen Rechten, Privilegien, Lasten und Verpflichtungen, die diesem Hirtenamt obliegen. Wir wollen aber und ordnen an, daß Du verpflichtet bist, unter Beachtung der sonstigen Auflagen bevor Du die Leitung und Verwaltung der besagten Danziger Kirche übernimmst, zu Händen des geliebten Sohnes des Pfarrers von Oliva oder eines anderen Pfarrers oder eines von Dir zu diesem Zweck erwählten Stellvertreters das Katholische Glaubensbekenntnis abzulegen und den Eid zu leisten gemäß der Formel, die dieser

Bulle beiliegt, und sie oder die Vorlagen von Dir und dem genannten Pfarrer oder dem Stellvertreter unterschrieben und unter Beidrückung eines Siegels an die Apostolische Kanzlei binnen sechs Monaten zu übersenden. Diesem Pfarrer oder dem von Dir gewählten Stellvertreter übertragen wir in Unserem und der Römischen Kirche Namen Vollmacht und Auftrag, kraft gegenwärtiger Bulle, das Glaubensbekenntnis und den geleisteten Eid abzunehmen.

Wir haben die feste Zuversicht, daß unter dem gnädigen Beistand des Herrn die Danziger Kirche durch Deinen Seelsorgseifer und Dein erfolgreiches Bemühen fruchtbringend regiert werde und sich gedeihlich in geistlicher und weltlicher Beziehung fortentwickle.

Gegeben zu Rom bei St. Peter im Jahre 1926, am 3. Januar im vierten Jahre Unseres Pontifikates. P. P."

(5 Unterschriften)

Die Inthronisation des Bischofs von Danzig war ein Ereignis von außergewöhnlicher Bedeutung nicht nur für die junge Diözese sondern darüber hinaus für den gesamten Freistaat. Am 1. Juni 1926 nahm der erste Bischof von Danzig Besitz von seinem Bistum.

### Die Inthronisation des Bischofs

Oliva hatte sich auf diesen Tag würdig vorbereitet. Fahnen, Girlanden und Ehrenporten säumten den Weg, den die feierliche Prozession gehen würde. Tausende Besucher von außerhalb waren nach Oliva geeilt, um Zeuge dieses Tages zu werden. Strahlende Sonne begünstigte den Ablauf der Feier.

Um 10 Uhr traf der Bischof im Kraftwagen von Danzig her kommend bei dem Lazarushäuschen in Oliva ein. In der kleinen Kapelle legte er die bischöflichen Gewänder an. Die Prozession nahm dann an dem Lazarushäuschen Aufstellung. Die Kapelle der Schutzpolizei schritt voran. Der Bischof trat unter den Baldachin und der Zug bewegte sich durch die Straßen am Schloßgarten nach dem Marktplatz zur Kathedrale. Um 10.45 Uhr erreichte die Spitze des Zuges die Olivaer Kirche. Es waren die Abordnungen sämtlicher katholischer Jünglings-, Jungfrauen- und Müttervereine, der Gesellen und Arbeitervereine mit ihren Fahnen vertreten. Den Beschluß des Fahnenaufmarsches bildeten die beiden studentischen Abordnungen „Prutenia“ und „Baltia“.

Inzwischen waren die vielen Wagen mit den Ehrengästen auf einem anderen Wege zur Kirche gefahren.

Das Innere der Kathedrale prangte im Frühlingschmuck, Kopf an Kopf drängte sich die Gemeinde. Im Altarraum neben dem Hochaltar hatte die Geistlichkeit ihre Plätze. Der vordere Teil des Kirchenschiffes war für die Ehrengäste reserviert. Alles, was in Danzig Rang und Namen hatte, war vertreten: der Oberkommissar von Hamel mit seinem Adjutanten, Senatspräsident Dr. Sahm, das Volkstagspräsidium, Hochschullektor Prof. Dr. Jahn, Hafenspräsident de Loes, Vertreter des deutschen Generalkonsulats und der auswärtigen Konsulate sowie zahlreiche andere Vertreter des öffentlichen Lebens, der Industrie, des Handels, der Presse usw.

Als der bischöfliche Zug vor der Kathedrale erschien, setzte die Orgel mit den Klängen der Festmusik aus den „Meistersingern“ von Richard Wagner ein. Wenige Minuten später betrat der Bischof die Kirche. Vom Orgelchor ertönte das „Ecce sacerdos magnus“. Nun begann die feierliche Besitzergreifung des Bischofsstuhls durch den ersten Bischof Eduard Graf O'Rourke. Ein Geistlicher verlas in lateinischer Sprache das Protokoll dieses Vorganges. Zum ersten Male richtete dann der Bischof sein Wort an seine neue Gemeinde. Er sprach von seinen neuen Aufgaben und von seiner Auffassung des hohen Priesteramtes, von menschlicher Güte und Verständnis für die Schwierigkeit und Wichtigkeit des ihm übertragenen Amtes. Er sprach zunächst deutsch und schloß daran eine kurze polnische Ansprache. Nun folgte das Homagium, die Huldigung der Geistlichkeit vor dem neu inthronisierten Bischof. Darauf begann das Pontifikalamt. Das Tedeum — von der Orgel mit vollen Registern begleitet — beschloß die kirchliche Feier. Die Gäste begaben sich ins Refektorium, wo die Gratulationsfeier stattfand.



Der Bischof und seine Mitarbeiter (1942)

Die Ansprache des Senatspräsidenten Dr. Sahm hatte folgenden Wortlaut: „Hochwürdigster Herr Bischof! Zu der Feier der Inthronisation des ersten Bischofs von Danzig übermittle ich Ihnen die herzlichsten Glückwünsche des Senats der Freien Stadt Danzig. Seit der Regelung der katholisch-kirchlichen Beziehungen Preußens durch die Bulle De salute animarum vom Jahre 1821 gehörte ein Jahrhundert lang der östliche Teil des Freistaates zum Bistum Ermland mit dem Sitz in Frauenburg, während der westlich der Weichsel gelegene Teil zum Bistum Kulm mit dem Sitz in Pelplin gehörte. Im Jahre 1922 errichtete der Heilige Stuhl in Danzig eine Apostolische Administratur unter Heraushebung des Staatsgebietes der Freien Stadt Danzig aus dem Diözesanverbande von Ermland und Kulm. Aus dieser Apostolischen Administratur wurde durch die Bulle Universa Christi fidelium cura vom 30. Dezember 1925 das exempte Bistum geschaffen. Hiermit ist Danzig selbst in seiner 700-jährigen Geschichte zum ersten Mal Bischofssitz geworden, ein völlig neuer Zustand ist in der Regelung der katholischen Kirche für das Gebiet des Freistaates geschaffen.“

Durch die Errichtung des Bistums ist einem lang gehegten Wunsch der Katholiken deutscher Nationalität in der Freien Stadt Danzig entsprochen. Seit der Abtrennung Danzigs vom Deutschen Reiche machte sich im Laufe der darauf folgenden Jahre bei der übergroßen Mehrheit der katholischen Bevölkerung mehr und mehr und immer stärker der Wunsch geltend, eine eigene kirchliche Verwaltung für das Freistaatsgebiet zu erhalten. Große und eindrucksvolle Versammlungen unserer katholischen Mitbürger gaben diesem Wunsche lebhaften Ausdruck. Es wurde daher allseitig — in Übereinstimmung mit der Bevölkerung auch von der Staatsregierung — begrüßt, als durch die Errichtung der Apostolischen Administratur unseren Wünschen Rechnung getragen wurde. Diese Administratur bedeutete naturgemäß nur ein Provisorium. Noch größere Freude erregte es deshalb, als durch die Errichtung des Bistums ein endgültiger Zustand hergestellt wurde. Zur Kathedrale wurde die altherwürdige Klosterkirche von Oliva erhoben, welche mit dem Kloster im 12. Jahrhundert von deutschen Zisterziensermönchen errichtet wurde. In stiller und nachhaltiger Arbeit wirkten die fleißigen Zisterzienser von früh bis spät für die Hebung des Landes, sie brachten Christentum, Kultur und Gesittung und verrichteten zugleich von Gott gesegnete Vorarbeit für das im Ostseelande, im Ordenslande immer mehr erstarkende Deutschtum.

Nach der Verfassung der Freien Stadt hat eine Trennung von Staat und Kirche nicht stattgefunden; der Staat gewährleistet ungestörte Religionsübung und staatlichen Schutz. Eine Bevorrechtigung irgendeines Bekenntnisses findet innerhalb des Staates nicht statt, wenngleich den Religionsgesellschaften, welche Körperschaften öffentlichen Rechts sind, gewisse Vorrechte zustehen.

Die mit der heute erfolgten Inthronisation des ersten Bischofs des exempts Bistums Danzig zu ihrem erwünschten Abschluß gekommene Organisation der katholischen Kirche in der Freien Stadt begrüßt der Senat als ein weiteres, in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzendes Zeichen für die Anerkennung Danzigs staatlicher Selbständigkeit. Ich bitte, in dieser von mir im Namen der Staatsregierung abgegebenen Erklärung zugleich die staatliche formelle Anerkennung des durch die Bulle Universa Christifidelium cura geschaffenen Zustandes zu erblicken.

Der Senat begrüßt durch mich in Ew. Bischöflichen Gnaden den ersten Bischof von Danzig, der uns kein Fremder mehr ist, und mit dem wir allezeit in niemals getrüberter Freundschaft zusammengearbeitet haben. Indem ich Ihnen eine Aufzeichnung über diese meine heutige Erklärung überreiche, spreche ich namens des Senats den herzlichen Wunsch aus, daß Ihr Wirken in Ihrer neuen Stellung für den Staat in gleicher Weise wie für das Bistum und für Sie selber segensreich sein möge."

Namens der Geistlichkeit sprach Dekan Sawatzki.

Er erneuerte für sich und seine Amtsbrüder dem Bischof gegenüber die dem Amte und der Person gelobte Obödienz und Reverenz. Er sprach von der besonderen Stellung des katholischen Geistlichen zu seinem Bischof, die durch diese Worte gekennzeichnet seien. Nirgendwo im modernen Leben gäbe es mehr dieses persönliche Verhältnis zwischen einem Untergebenen und seinem Oberen. Es sei aber auch niemand, der dieses Verhältnis als einen Zwang empfinde, am allerwenigsten in der Diözese Danzig. Im Laufe der vier Jahre des Zusammenarbeitens mit dem bisherigen Verwalter des Bistums, der nunmehr als erster Bischof von Danzig inthronisiert sei, hätten sich die Beziehungen des Klerus zu seinem Hirten außerordentlich vertieft. Eine freiwillige Hingabe, die alles verschönt und verklärt, banne den Gedanken des Zwanges. Ebenso wie jeder Priester bei seiner ersten Weihe in voller Freiheit und Überzeugung seinem Bischof das Versprechen des Gehorsams und der Ehrerbietung gegeben hat, so würden alle Danziger Geistlichen, wenn sie heute noch einmal gefragt würden, ihr „promitto“ sprechen. Es sei ihnen leicht gemacht durch die Person des hochwürdigsten Bischofs, den sie im Laufe der vier Jahre kennen und schätzen gelernt haben.

Der Danziger Klerus versprach durch den Mund des Dekans Sawatzki, dem neuen Bischof in Freud und Leid zur Seite zu stehen, was auch die kommenden Jahre bringen mögen. Als Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit bat der Sprecher den Bischof, den Hirtenstab entgegenzunehmen, den der Danziger Klerus für diesen Zweck gestiftet habe; dieser Stab solle für alle Zukunft hin sich in der Hand der Bischöfe von Danzig befinden — zu Nutz und Frommen von Kirche und Staat.

Senator Carl Fuchs beglückwünschte den Bischof namens der Katholiken deutscher Sprache. Viele und schwere Sorgen hätte die katholische Welt der Freien Stadt Danzig seit der Abtrennung Danzigs vom Reiche gehabt, zu welcher Diözese sie nun geschlagen werden würde, wer in Zukunft ihr Oberhirte sein werde. Es sei wohl begreiflich, daß neben der Freude über die Errichtung des Bistums in Danzig auch ein gewisser berechtigter Stolz die Danziger Katholiken erfaßt habe, weil sie dadurch zum ersten Male von einer Macht, der Kurie, die staatliche Freiheit Danzigs anerkannt sähen. Den neuen Bischof von Danzig habe unterdessen die ganze katholische Bevölkerung wegen seiner großen Herzengüte schätzen und verehren gelernt. Der Redner versicherte dem Bischof, daß in Danzig ein reges katholisches Leben herrsche, daß hier ein starker Glaube und die Liebe zur katholischen Kirche in der Bevölkerung fest verwurzelt seien. Er versicherte dem Bischof, daß sich die Danziger Katholiken bewußt seien, daß der von den bei der Kurie errungene Erfolg auch insbesondere seiner Fürsprache zu verdanken sei. Mit Treuegelöbnis und herzlichen Wünschen überreichte Senator Fuchs dem Bischof zu freier Verfügung eine Stiftung für das zukünftige Bischofsheim.

Für den polnischen Volksteil überbrachte Herr Brzezinski in polnischer Sprache dem Bischof die Glückwünsche und besiegelte seine Worte in einem Treueschwur. Dr. Meyer-Bark-

hausen, der kommissarische Gemeindevorsteher von Oliva, beglückwünschte den Bischof als neuen Mitbürger Olivas. Er gab dem freudigen Stolz der Gemeinde Ausdruck, daß die alte ruhmreiche Tradition des Klosters Oliva in der Erhebung zum Bischofssitze sich erneuert habe und fortsetzen werde. Oliva sei schon in früheren Jahrhunderten ein weitstrahlender Mittelpunkt deutscher Gesittung und Kultur gewesen. Möge sich diese Überlieferung in alle Zukunft fortsetzen!

Als letzter Gratulant sprach Prälat Berendt, der Pfarrer von Oliva, für seine 7000 Gemeindeglieder. Mit schlichten herzlichen Worten brachte er deren gute Wünsche für den neuen geistlichen Oberhirten zum Ausdruck. Er wies auf das Symbol der Gottesmutter hin, das in dem Himmel des Baldachins, unter dem der erste Bischof von Danzig zur Inthronisation geschnitten sei, eingestickt ist. So habe die Gottesmutter gewissermaßen schützend ihre Hand auf diesem Wege über den neuen Bischof von Danzig gehalten.

Bischof Graf O'Rourke dankte mit kurzen schlichten Worten für alle Beweise der Herzlichkeit und Hingebung. Das erste Dankeswort richtete er an den Präsidenten des Senats für die Erklärung, die dieser namens der Staatsregierung abgegeben habe. Er gab der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, daß er sein hohes Amt zum Segen der Freien Stadt Danzig werde ausführen können und versicherte, daß er sich stets bemühen wolle, seinen Aufgaben gerecht zu werden. Dann dankte der Bischof der katholischen Bevölkerung von Danzig für die Beteiligung an dieser Feier und für die dargebrachten Glückwünsche. „Ich lasse mich“, so sagte er, „von der Hoffnung tragen, daß die in meiner Diözese vielleicht noch vorhandenen Gegensätze im Geiste der christlichen Liebe überbrückt werden.“

Nicht unerwähnt soll in diesem Zusammenhang bleiben, daß auch die Bemühungen des Danziger Senats, besonders seines Präsidenten Dr. Heinrich Sahn, dazu beigetragen haben, daß das exempte Bistum Danzig errichtet werden konnte. Ihm war einerseits daran gelegen, den Einfluß der polnischen Regierung auf Danzig, welchen sie bei der weiteren kirchlichen Zugehörigkeit Danzigs zum Bistum Kulm auszuüben imstande gewesen wäre, zu unterbinden. Andererseits mußte die Verselbständigung der katholischen Kirche in Danzig durch die Schaffung eines eigenen Jurisdiktionsbezirkes (Apostolische Administratur bzw. Bistum) als eine Anerkennung der Souveränität der Freien Stadt durch den Heiligen Stuhl angesehen werden.

Präsident Dr. Sahn hat keine Mühe gescheut, dieses Ziel zu erreichen. Und er bezeichnet in seinen „Erinnerungen aus meinen Danziger Jahren 1919—1930“ (April 1922, Seite 57) die Einrichtung der Apostolischen Administratur Danzig als „ein hochbedeutsames Ereignis“. Er bringt dort auch den Text des Schreibens, durch das ihm der Apostolische Nuntius von Polen, zu dessen Wirkungsbereich Danzig gehörte, diesen Vorgang mitteilte. Er lautet:

„Ew. Exzellenz!

Ich beehre mich, Ew. Exzellenz zur Kenntnis zu bringen daß seine Heiligkeit Pius XI. S. E. Herrn Eduard O'Rourke, Titularbischof von Canea, zum Apostolischen Verwalter des Gebietes der Freien Stadt ernannt hat.

Indem ich mich beehre, Ew. Exzellenz die allerhöchste Entscheidung des Heiligen Vaters zu übermitteln, ergreife ich die Gelegenheit, um Ihnen den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung zu übermitteln.

Gez. Laurent Lauri

Erzbischof von Ephesus,

Apostolischer Nuntius in Polen"

Auch die Erhebung der Apostolischen Administratur Danzig zum exempts Bistum förderte Präsident Dr. Sahn mit aller Kraft; er entsandte sogar den Oberregierungsrat Dr. Ferber eigens zu Verhandlungen nach Rom. Und mit berechtigtem Stolz hebt er in seinen „Erinnerungen“ (Seite 120) die Bedeutung dieses Vorgangs als ein „nicht zu unterschätzendes Zeichen für die Anerkennung Danzigs staatlicher Selbständigkeit“ hervor.

## Die öffentliche Huldigungsfeier

Am Fronleichnamstage 1926 brachte die neuerrichtete Diözese Danzig ihrem ersten Oberhirten, Bischof Eduard Graf O'Rourke, in der für solche Zwecke hervorragend geeigneten Mesehalle ihre erste große Huldigung dar. Der Riesensaal war von einer vieltausendköpfigen Menge bis auf den letzten Platz gefüllt. Vor dem Musikpodium war auf einer Estrade inmitten der Vertreter des Klerus und der weltlichen Komiteemitglieder für den geistlichen Herrn der Ehrenplatz bereitet. Die offizielle Öffentlichkeit war nicht zugezogen worden, da es sich lediglich um ein rein katholisches Fest handelte, wie in den Ansprachen zum Ausdruck gebracht wurde, gewissermaßen eine Feier der katholischen Familie. Lediglich an die Presse waren Einladungen ergangen. Von fremden geistlichen Würdenträgern weilte unter den Erschienenen der Generalvikar aus Riga, Fürst Okolo-Kulak.

Der Bischof wurde am Eingang des Saales von dem Arbeitsausschuß empfangen und mitten durch den Saal zu seinem Platz geleitet. Er war im kleinen Ornat erschienen. Unter den Klängen eines Fanfarenmarsches, den Obermusikmeister Stieberitz zu diesem Zweck komponiert und dem ersten Bischof von Danzig gewidmet hatte, war der Einzug in die festliche Halle erfolgt. Es wechselten dann Ansprachen mit Orchestervorträgen, geistlichen Chören und Gedichtsvorträgen.

Die ersten Worte richtete Senator Carl Fuchs an den Bischof. Er wies auf den Unterschied zwischen der Inthronisation mit ihrem öffentlichen Charakter und der gegenwärtigen Feierlichkeit hin, die, wie schon anfangs angedeutet, eine rein innerkatholische Familienangelegenheit sein sollte. Man habe sich dazu den Fronleichnamstag, das schönste Fest der Kirche, ausgesucht, um dem Bischof Eduard die Huldigung darzubringen. Der Redner wünschte, daß diese Feier ein Zeichen dafür sei, daß die katholischen Gemeinden Danzigs unter ihrem Bischof treu zusammenstehen. —

Rechtsanwalt Dr. Kubacz richtete dann ähnliche Worte in polnischer Sprache an die Versammlung und an den Bischof. Ein gemischter Chor trug unter der Leitung des Lehrers und Organisten Majewski das Gloria aus der Preismesse von Stehle vor. Darauf hielt Zolldirektor Wollkowski die Festrede.

Er gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß sich die Katholiken beider Zungen einmütig zu dieser festlichen Tagung zusammengefunden haben, überbrückend und vergessend, was sonst noch zwischen ihnen stehen möge. Wer die Gesinnung des Bischofs auch nur etwas kenne, der werde wissen, daß sich an dieser Einigkeit niemandes Herz mehr erfreue als das seine. Jetzt wisse die katholische Bevölkerung Danzigs, wo sie kirchlich hingehöre. Jetzt habe sie einen Bischof, einen Nachfolger der Apostel, der das katholische Volk führen und leiten solle. Weit über die Grenzen der Freien Stadt Danzig hinaus habe die gläubige Welt Staunen erfaßt über die Art der Einrichtung der Diözese Danzig und ihre besondere Selbständigkeit. Der Heilige Vater habe hiermit den Danzigern ein ganz besonderes Zeichen der Liebe und des Verständnisses entgegengebracht, und dafür solle ihm auch besonders gedankt sein. Der erste Gruß des heutigen Abends solle Papst Pius XI. gelten.

Dann wandte sich der Redner glückwünschend und huldigend an den Bischof, dessen vierjähriges Wirken in Danzig dieser Huldigung allein schon persönlichen Inhalt gebe. Er machte sich zum Sprecher der Gefühle aller Anwesenden, die, wenn es angängig sein würde, jeder einzeln an ihren Oberhirten herantreten würden, um ihm ihre Liebe und Ehrerbietung zum Ausdruck zu bringen.

Senator Fuchs verlas dann ein Telegramm, das an den Papst gesandt werden sollte:

„Die Katholiken der Diözese Danzig, zur Huldigung ihres ersten Bischofs, des durch die Bulle Eurer Heiligkeit bestellten Grafen O'Rourke, vereint, entbieten Eurer Heiligkeit für die den Danziger Diözesanen bewiesene Huld tiefgefühltesten Dank und verbinden damit das Gelöbnis unwandelbarer kindlicher Treue zu Eurer Heiligkeit.“

Deutsche und polnische Verse wurden an den Bischof gerichtet. In deutscher Sprache hatten sie Oberlehrer Gärtner zum Verfasser. Unter Darreichung eines Straußes weißer und roter Rosen trug dann eine Gymnasiastin den polnischen Prolog vor.

Die Dankesworte des Bischofs hatten folgenden Wortlaut:

„Meine lieben Diözesanen! Ich habe jetzt meinen Dank auszusprechen. Den Dank für die schönen bedeutungsvollen Tage, die ich hier erlebt habe. Unser aller Dank vor allem Gott dem Herrn, der die Geschicke der Menschen leitet. Wir wissen, daß, wenn wir auf ihn vertrauen, uns nichts Böses zustößen würde. Dann gilt auch unser aller Dank unserem Heiligen Vater. Es ist seine Liebe, seine väterliche Sorge um uns alle, die uns auch diese Tage geschenkt hat. Der Heilige Vater hat uns wieder bewiesen, wie väterlich sein Herz für seine Kinder fühlt, für alle Kinder der Welt, wo sie auch wohnen mögen. Mein Dank gilt Euch allen. Es fehlen mir die richtigen Worte, um die Gefühle auszudrücken, die mein Herz empfindet. Ich bin schon vier Jahre hier bei Euch. Ich habe das Danziger Volk, ich glaube das bereits sagen zu dürfen, gut kennengelernt, ich habe mich viele Male erbaut und gefreut an der Treue dieses Volkes, an seiner Liebe zur Kirche, an seiner Liebe für Christus unseren Herrn.“

Wenn ich jetzt durch den Willen des Heiligen Vaters zu Eurem Bischof ernannt wurde, so kann ich Euch sagen, daß ich zu dem Danziger Volk, meinem Volke, volles Vertrauen habe. Ich habe dieses Volk schon von ganzem Herzen lieben gelernt. Heute ist das Fest der göttlichen Liebe. Möge dieses ein Vorzeichen sein, daß die göttliche Liebe uns leiten wird. Unsere Kirche ist klein. Wir kennen uns ja alle untereinander schon. Unsere Diözese ist wirklich eine Familie. Um wieviel leichter sind in einer Familie Gegensätze zu überwinden, als sonst in der weiten Welt! Die Welt ist erfüllt von Unruhe und Haß in unseren Tagen. Diese Wogen umbranden auch unsere Diözese, sie schlagen auch vielleicht zu uns herüber.

Möge Gott der Herr uns Eintracht und Frieden schenken. Möge die Liebe Christi uns vereinen und möge der Friede Gottes auf uns ruhen. Vielleicht werden wir dann auch der Welt zeigen können, daß es doch möglich ist, in Liebe und Frieden untereinander leben zu können. Aus der Fülle meines Herzens und dem Flehen zum allmächtigen Gott erteile ich Euch allen meinen bischöflichen Segen.“

Dann ertönte als Abschluß der eindrucksvollen Feier brausend „Großer Gott, wir loben Dich“ durch die weite Halle.

## Die Neuordnung der Kirche

Die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in der Diözese Danzig war von weittragender Bedeutung. Der Bischof von Danzig nahm in der Reihe der Kirchenfürsten eine Sonderstellung ein. Er war und ist auch heute noch unmittelbar dem Papst unterstellt. Das Bistum Danzig war in Europa eine Besonderheit, Kirchenpolitisch war es von außerordentlicher Bedeutung, daß Danzig in dieser Beziehung vollkommen auf sich selbst gestellt war. Der Heilige Stuhl hatte der Freien Stadt Danzig durch diese Maßnahme eine besondere Hochachtung erwiesen.

Bischof Graf O'Rourke nahm an der Kathedrale die erste Pfarrstelle ein, nachdem diese durch Versetzung des bisherigen Pfarrers, Prälat Berenöt, freigemacht worden war. Die Residenz des Bischofs befand sich im ehemaligen Klosterkomplex.

Es dauerte Jahre bis die Verwaltung der Diözese mit Generalvikar, vier Konsistorialräten und dem Bischöflichen Kanzler zu einem gut funktionierenden Instrument geworden war. Das Eigengut von zwei alten Bistümern mußte weitgehend gewahrt und doch zu neuer Einheit verschmolzen werden. Ein neues Diözesangebetbuch mußte geschaffen werden. Vom 10. bis 12. Dezember 1935 fand eine Diözesansynode statt, die der jungen Diözese zu einem eigenen rechtlichen, liturgischen und seelsorglichen Profil verhalf.

Mit Übernahme der Regierungsgewalt durch die Nationalsozialisten wuchs die Bürde des Oberhirten. Die Behinderung des kirchlichen Lebens zwang ihn zu größter Aktivität. Einige Jahre konnte er diese Anstrengungen durchhalten, dann aber

überstiegen sie seine Kräfte. So sah der Bischof sich im Jahre 1938 gezwungen, auf sein bischöfliches Amt zu verzichten. In Posen übernahm er eine Domkapitularstelle. Der 2. Weltkrieg verschlug ihn zunächst nach Deutschland; später ging er nach Rom, wo er am 27. Juni 1943 gestorben ist.

Zu seinem Nachfolger nominierte der Papst den Professor am Priesterseminar in Pelplin, Prälat Dr. Franz Sawicki. Da er der Danziger nationalsozialistischen Regierung nicht genehm war und die nationalsozialistische Partei drohte, ihn nicht nach Danzig hereinzulassen, reichte er seine Nominierungsurkunde dem Päpstlichen Nuntius zurück. Darauf ernannte Papst Pius XI. durch Urkunde vom 13. Juni 1938 den bisherigen Dompfarrer in Oliva, Dr. Carl Maria Splett zum Bischof; er ist der zweite Bischof von Danzig.

Am 19. August 1938 fand zwischen dem neuernannten Bischof von Danzig, Dr. Carl Maria Splett, und dem Kirchenreferenten des Senats, der Austausch der Ernennungsurkunden und der Staatlichen Präsentationsurkunde statt. Bei dieser Gelegenheit wurden Ansprachen gewechselt, die dem Willen von Staats- und Kirchenführung zur Zusammenarbeit Ausdruck gaben. Durch den Austausch der Urkunden wurde die Neubesetzung des Bischofsstuhls auch nach außen hin rechtswirksam vollzogen.

Am 24. August 1938 fand die Weihe des zweiten Bischofs von Danzig in der Kathedrale zu Oliva statt.

Pünktlich um 9 Uhr wurde der neue Bischof von den drei weihenden Bischöfen, Dr. Stohr - Mainz, Kaller - Frauenburg und Dominik - Pelplin und dem überaus zahlreich anwesenden Klerus — etwa 100 Geistlichen — unter feierlichem Geläute der Glocken von seiner Wohnung in seine Kathedrale geführt, begrüßt von wuchtigem Orgelklang und dem vierstimmigen Gesang des „Ecce sacerdos magnus“. Festlich geschmückt mit Fahnen in den päpstlichen Farben, der Freistaatfahne und Tannengirlanden war auch die Kathedrale. Über dem Portal zeigte ein bekröntes Transparent das Wappen des Bischofs. Rote Gladiolen und Palmen schmückten den Hochaltar, rosafarbene Gladiolen krönten das Chorgestühl.

Die Weihe wurde durch Dr. Stohr, Bischof von Mainz — einem Studienfreund des neuen Bischofs — unter Assistenz

des Bischofs von Ermland, Kaller, und des Weihbischofs von Pelplin, Dominik erteilt. In etwa dreistündiger Dauer wurden die Zeremonien vollzogen. Nach Begrüßung des Konsekrators wurde am Hochaltar und an dem eigens für die Weihe hergerichteten Altar gegenüber dem bischöflichen Thron die Weihemesse zelebriert. Dekan Pfarrer Fedtke verlas das päpstliche Schreiben, das den Auftrag und die Vollmacht zur Weihe des neuen Bischofs enthielt. Daran schloß sich die sogenannte „Prüfung“. Der eigentliche Weiheakt hatte seinen Höhepunkt in der Handauflegung durch alle drei Bischöfe mit den Worten „Empfange den Heiligen Geist!“ Es folgte die Salbung durch den Konsekrator und unter Gebet endete der eigentliche bischöfliche Weiheakt. Daran schloß sich die Investitur, d. h. die Übergabe von Bischofsstab und Ring an den Geweihten. Der Bischof empfing die Abzeichen seines Amtes, die Sinnbilder seiner Bischofswürde. Als oberster Lehrer seiner Diözese erhielt er das Evangelienbuch. Der Konsekrator und der Neugeweihte setzten dann die Weihemesse fort. Nach dem Schlußsegen empfing der Neugeweihte die letzten Abzeichen seiner Bischofswürde, die Mitra, den Hauptschmuck des Bischofs, und die Handschuhe. So bekleidet und geschmückt mit Ring und Hirtenstab, allen Insignien, die seine hohe Würde bekunden, wurde der neue Bischof zu dem bischöflichen Thron geleitet. Das war das Zeichen, daß er von seiner Diözese Besitz ergriffen hatte und inthronisiert war. Er empfing nun den Handkuß der Geistlichen seiner Diözese als Huldigung an ihren Oberhirten. Während der Konsekrator am Altar das Tedeum anstimmte, das der Domchor mehrstimmig sang, wurde der neue Bischof durch die ganze Kirche geführt und spendete dabei allen Anwesenden erstmals den bischöflichen und dann vom Altar den feierlichen dreifachen bischöflichen Segen. Nach Ablegung der Gewänder erfolgte der feierliche Auszug aus dem Gotteshaus unter brausendem Orgelklang.

Der Weihe wohnten Vertreter des Senats, der Völkerbundkommissar, fast sämtliche Mitglieder des Konsularkorps und zahlreiche angesehene Bürger als Ehrengäste bei. Eine große Menschenmenge umsäumte und füllte die Kathedrale. Die liturgische Handlung der Feier wurden durch Lautsprecher den Teilnehmern erklärt.

**Albert Posack**

## Die Weihe-Bischöfe

Jeder Bischof wird von einem andern Bischof geweiht, um damit die Nachfolge im Apostelamt zu garantieren. Neben dem eigentlichen Weihe-Bischof, der auch Konsekrator genannt wird, fungieren noch zwei Bischöfe, die Mitkonsekratoren genannt werden. Als Bischof Carl Maria Splett vor 25 Jahren in der Kathedrale zu Oliva zum Bischof geweiht wurde, wurde sein Studienfreund aus der römischen Zeit, der Bischof von Mainz, Dr. Albert Stohr, sein Konsekrator. Dr. Stohr stammte aus Friedberg in Hessen, wo er 1890 geboren worden war. 1913 hatte er in Mainz die Priesterweihe erhalten, war einige Zeit in der Seelsorge, ging dann aber ins theologische Lehrfach über. Nach römischem Studium wurde er Privatdozent in München, später Professor der Dogmatik am Mainzer Priesterseminar. Auch an der Akademie für Lehrerbildung übernahm er den Lehrstuhl für katholische Religionslehre. 1935, nach dem Tode des Bischofs Hugo, wurde er Nachfolger des hl. Bonifatius auf dem alt-ehrwürdigen Bischofsstuhl der Kirche von Mainz. Am Fest des hl. Bartholomäus wurde er 1935 zum Bischof geweiht. Am 3. Jahrestag seiner eigenen Weihe konnte er also seinem Studienfreund Carl Maria die gleiche Würde und Apostelgnade in Oliva schenken. Bischof Dr. Albert Stohr ist 1961, nachdem er sein silbernes Bischofsjubiläum ein Jahr vorher gefeiert hatte, gestorben.

Als erster Mitkonsekrator fungierte bei der Bischofsweihe von Carl Maria Splett der damalige Bischof von Ermland, Maximilian Kaller. Er war seit 1930 Bischof im Ermland. Aus Beuthen im oberschlesischen Industriegebiet stammend, wo er 1880 geboren war, wurde er 1903 in Breslau zum Prie-

ster geweiht. Lange Jahre arbeitete er in Berlin als Seelsorger, bis er im Juli 1926 die Apostolische Administratur Schneidemühl übernahm. 4 Jahre später wurde er Bischof von Ermland. Er wurde im Oktober 1930 in Schneidemühl zum Bischof geweiht und am 18. November 1930 in seiner Kathedrale zu Frauenburg inthronisiert. 1945 wurde er von der Gestapo gewaltsam evakuiert, ging nach der Kapitulation nach Ermland zurück, mußte aber dann resignieren und als Heimatvertriebener sein Bistum verlassen. 1949 ist er gestorben. Er hat sein Leben im Dienste der Heimatvertriebenen buchstäblich verzehrt.

Als zweiter Mitkonsekrator fungierte der Weihbischof von Kulm, Konstantin Dominik. Er war 1870 in Schwarza bei Putzig geboren worden und hatte am Feste Mariä Verkündigung 1897 die Priesterweihe empfangen. Seine erste Stelle bezog er als Vikar in Altschottland, wo er zwei Jahre wirkte. Lange Jahre arbeitete er später am Mutterhaus der Vinzentinerinnen in Kulm, bis ihn 1910 Bischof Rosentreter als Subregens und Professor an das Priesterseminar in Pelplin berief. Fast zwei Jahrzehnte wirkte er hier bei der Ausbildung der jungen Kleriker, zuletzt als Regens des Seminars. Bischof Splett hat seine ganze Pelpliner Seminarzeit unter Regens Dominik zugebracht. 1928 war Regens Dominik Weihbischof von Kulm geworden. Später wurde er noch Geenalvikar und Domdekan. Wie durch ein Wunder entging er der Ermordung der Domherren von Pelplin. Die Kriegsjahre verbrachte er in stiller Zurückgezogenheit in Danzig, wo er 1944 im Rufe der Heiligkeit starb. Der Seligsprechungsprozeß ist eingeleitet.

# Deutsche Bischöfe der Diözese Kulm

von Professor Dr. Franz Manthey

Die meisten katholischen Westpreußen unterstanden kirchlich dem Bistum Kulm, wenigstens bis zum Jahre 1920, wo die Dekanate Bütow, Schlochau und Flatow von ihm abgetrennt wurden, um später der „Freien Prälatur Schneidemühl“ zugeschlagen zu werden, und wo auch Danzig vom Bistum Kulm losgelöst wurde, um dann bald eine besondere Diözese zu bilden. Allerdings gehörten auch einige westpreußische Kreise zur Diözese Ermland.

Das Bistum Kulm ist eine jener vier Deutsch-Ordens-Diözesen, die im Jahre 1243 durch den päpstlichen Delegaten Wilhelm von Modena begründet und auch zirkumskribiert wurden. Der Sitz des — im Jahre 1251 gestifteten — Domkapitels und der Kathedrale war Kulmsee; der Bischof wohnte meist in Löbau, von woher er zu den großen Feiertagen in vierspänniger Karosse in den Dom nach Kulmsee kam. Mit ihren Schwesterdiözesen Ermland, Samland und Pomesanien gehörte Kulm zum Metropolitanverband Riga im Lande des Schwertbrüderordens; erst nach dem zweiten Thorner Frieden von 1466 wurde die Kulmer Diözese als Suffraganbistum dem Erzbischof von Gnesen unterstellt. Zur Deutsch-Ordenszeit, der Hochzeit unserer Heimat, waren die Bischöfe von Kulm meist deutscher Abkunft, wenn man sich wohl auch hüten muß, neuzeitliches Nationalbewußtsein in jene fernen Zeiten hineinzutragen. Deutscher Geburt war der erste Bischof von Kulm, Heydenreich (1245—1263), ein Dominikaner. Ihm folgten dann Bischöfe aus dem Deutschen Ritterorden, dem auch das Kulmer Domkapitel als Priesterbruderschaft zugehörte, Deutschherren waren die Bischöfe Friedrich von Hausen (1264—1274), Wernher (1275—1291), Heinrich (1292—1301), Hermann (1303—1311), Jakobus 1349—1359), Arnold Stapil (1402—1416) und Johannes Marienau (1416—1457). Auch die aus dem Dominikanerorden hervorgegangenen Bischöfe Nikolaus (1319—1323) und Johannes Schadland (1359—1363) und die dem Weltklerus entstammenden Otto (1323—1349), Wickboldt Dobilstein (1363—1385), Reinhard Graf von Sayn (1385—1390) und Nikolaus Schifenburg (1390—1398) waren bestimmt Deutsche. Es gab aber auch einen Kulmer Bischof aus altem piastischen, also slavischen Geschlecht, den Fürsten Johannes von Oppeln, genannt „Kropido“, d. h. „Weihwasserwedel“, einen schlesischen Magnaten, der mit Hochmeister von Kuchberg manche Verhandlungen zu führen hatte. Zur Zeit des Bischofs

adlige Herren polnischer Herkunft oder auch Angehörige des polnischen Hofes. Doch finden wir auch unter diesen manchen Namen von unzweifelhaft deutscher Herkunft; genannt seien Johannes Dantiscus (1530—1538), Tiedemann Giese (1538—1549) und Stanislaus Hosius, Bischof von Kulm in den Jahren 1549 bis 51, später Bischof von Ermland und Kardinal. Um Hosius gab es viel Streit mit dem preußischen Adel, da er nicht das preußische Indigenat besaß. Er entstammte einer Krakauer Familie, die ursprünglich „Hose“ geheißen hatte und aus Nürnberg zugezogen war. Ursprünglich deutsche Namen trugen zu königlich-polnischer Zeit Kasimir von Alten-Bockum (1719 — 1721) und Andreas von Broniewice-Baier (1759 — 1785). Zur Zeit des letzteren kam Westpreußen und mit ihm das Bistum Kulm unter die Krone Preußen, und sein Nachfolger wurde im Zusammenhang damit wiederum ein Deutscher, der Reichsgraf Karl von Hohenzollern-Hechingen (1785 — 1795), der katholischen Linie des preußischen Königshauses entstammend. Nach den napoleonischen Kriegen wurde die Diözese Kulm durch die Bulle „De salute animarum“ im Jahre 1821 neu umschrieben. Zum ursprünglichen Kulmerland rechts der Weichsel zwischen der Drewenz und der Ossa, kamen die westpreußischen Gebiete links der Weichsel, abgetrennt von den Diözesen Leslau und Gnesen. In dieser vergrößerten Diözese wurde dann wiederum ein Deutscher, Anastasius Sedlag, Bischof, von 1834 bis 1856. Ihm folgten die drei ebenfalls deutschen Bischöfe Johannes Nepomuk von der Marwitz (1857—1886), Leo Redner (1886—1898) und Augustinus Rosentreter (1899—1926).

Johannes Karl Graf von Hohenzollern, am 25. Juli 1732 in Freiburg geboren, wurde der Tradition seines Hauses entsprechend, zunächst Offizier, gab dann aber wegen Krankheit die Militärkarriere auf und studierte Theologie. Im Jahre 1771 wurde er Domherr in Breslau und dann nach der Übernahme Westpreußens durch Friedrich den Großen dank dessen Postulierung in Rom Koadjutor des Bischofs von Kulm und im Jahre 1778 dessen Weihbischof. Als dann Bischof Baier starb, folgte ihm der Hohenzollerngraf als Diözesanbischof, nachdem ihn sein hoher Verwandter vorher schon zum Kommandatarabt von Oliva ernannt hatte. Im Jahre 1785 wurde dann Karl von Hohenzollern Fürstbischof von Ermland. Seine, ihm besonders vom König gestellte Aufgabe war, in Zusammenarbeit mit den neuen preußischen Behörden ein langsames und organisches Hineinwachsen des neu erworbenen Westpreußens in das Königreich Preußen zu bewerkstelligen. Dieser Bischof führte auch die Danziger Versperandacht ein, also eine deutsche Vesper, die der lateinischen nachgebildet ist. Er hatte sie aus dem Badischen Raum, wo sie von den sog. Aufklärern (Wessenberg) in Übung gebracht worden war, mit in den Osten gebracht. Sehr oft residierte Bischof Johannes Karl im Schloß von Oliva, da ihm die Kathedrale, das Kloster und der ganze Ort in seiner einmaligen Lage besonders zusagte. In der Kathedrale wurde er auch bestattet.

Ebenfalls als Kandidat der preußischen Regierung, die nach den napoleonischen Wirren einen gegenüber dem König loyalen und national sicheren Mann im westpreußischen Raum wollte, wurde Anastasius Sedlag Bischof von Kulm. Er war in Oberschlesien geboren und hatte in Breslau studiert. Sein Interesse galt seit jeher der Katechese, und so wurde er dann als Pfarrer von Oppeln Schulrat und als solcher der königlichen Regierung wohl bekannt. Sein Interesse für den Religionsunterricht bekundete er auch in seiner Diözese, wo er am liebsten während seiner Visitationen selbst Unterricht hielt und wo er auch den Alumen seines Priesterseminars in Pelplin höchst persönlich Anweisungen gab, wie man Kindern Bibel und Katechismus beibringen könne. In einem Schreiben an seine Diözesanen betonte der sonst so wortkarge Bischof und Katechist, es sei seine einzige ungetrübte Freude auf seinem Bischofsstuhle gewesen, wenn er ihre Kinder habe in der Religion unter-



Die Bischofsweihe in Oliva am 24. August 1938

Stapil wurde die für den Deutschen Orden so verhängnisvolle Schlacht bei Tannenberg geschlagen, nach welcher der Bischof von Kulm dem König Wladislaus Jagiello zu huldigen gezwungen war. Doch noch ein halbes Jahrhundert konnte das Kulmerland mit seinen geistlichen Oberherren unter der Ordensherrschaft verbleiben.

Im Jahre 1466 kam durch den zweiten Thorner Frieden das Bistum Kulm unter die Krone Polen. Das Domkapitel wurde säkularisiert, und Bischöfe wurden nun zumeist

weisen können. Zu seiner Regierungszeit kamen mehrfach Katechismen in beiden Sprachen — deutsch und polnisch — heraus; er bemühte sich um den katechetischen und homiletischen Unterricht im Seminar; daneben begann er mit Vorarbeiten zu einem „Codex diplomaticus“ der Diözese, der dann später als „Urkundenbuch der Diözese Kulm“ erschien. Ihm verdankt das Bistum ein Rituale und ein neues Gesangbuch. Unter ihm begann ebenfalls, die damals erneut modern gewordene Exerzitienbewegung im Volk und unter den Geistlichen sich auszubreiten.

Geistliche gab es nach den Kriegen Napoleons und den Wirren der Befreiungskriege verhältnismäßig wenig. Bischof Sedlag suchte dem Priestermangel in seiner Diözese dadurch abzuwehren, daß er Theologen aus seiner schlesischen Heimat nach Westpreußen und ins Pelpliner Klerikalseminar zog. Die Zahl dieser Schlesier, die meist deutscher Nationalität waren, war manchmal so groß, daß z. B. im Jahre 1838 alle neun zu Priestern geweihten Diakone aus Schlesien stammten. Obwohl der Priesternachwuchs aus dem Bistum selbst unzweifelhaft ungenügend war, nahmen es die Katholiken polnischer Zunge doch dem Bischof sehr übel, daß er durch das Heranziehen deutscher Theologen die Diözese „germanisierte“, und als im Revolutionsjahre 1848 die Wogen der politischen Begeisterung nur allzu hoch gingen, kam es zum offenen Konflikt zwischen dem deutschen Bischof und dem polnischen Teil seiner Diözesanen. Vertreter der polnischen Katholiken richteten an den Bischof ein Schreiben, in welchem sie feierlichst gegen das Verbot des Bischofs, Kirchen zu Versammlungen der „polnischen Liga“ zu gebrauchen, protestierten und wo sie auch andere Gravamina gegen den Bischof vorbrachten, vor allem die Berufung und Bestallung von Geistlichen deutscher Herkunft, welche zudem die polnische Sprache in vielen Fällen nur mangelhaft beherrschten. Der Bischof verteidigte seine Maßnahmen mit dem tatsächlich vorliegenden Priestermangel und scheute sich nicht, darauf hinzuweisen, wieviel er für den polnischen Religionsunterricht in Westpreußen und den polnischen Sprachunterricht im Priesterseminar getan habe. Aber es gelang ihm wohl kaum, die polnischen Patrioten von seinen besten Absichten zu überzeugen.

#### Das Aufkommen nationaler Streitigkeiten

Auch auf den Klerus der Diözese griffen die Streitigkeiten über. Im Pelpliner Priesterseminar war es schon im Jahre 1843 zu nationalen Spannungen gekommen, als die beiden Alumnen Rudolph und Dowiath im Zusammenhang mit dem Entstehen des sog. „Deutschkatholizismus“ von Ronge und Czarski eine Studentenversammlung in die Aula beriefen, dort gegen den „Polonismus“ auftraten und unter Protest das Seminar verließen. Dowiath wurde später „deutsch-katholischer“ Prediger, ging als solcher nach Amerika und kehrte im Jahre 1864 wieder zur katholischen Kirche zurück. Während die Zwistigkeiten um die Ronge-Czarski-Bewegung mehr von deutscher Seite her entstanden, gingen die Unruhen im Jahre 1848 von den polnischen Klerikern aus. Sechs von ihnen wandten sich nämlich in einem Schreiben an den Bischof und baten um die Erlaubnis, nach Hause zu dürfen, um sich dort angesichts der geschehenden Veränderungen betätigen und das, „was edel sei, unterstützen zu können“ — wie es wörtlich in ihrem Briefe hieß. Diese sechs Theologen wurden dafür von der Professorenkonferenz relegiert; der Bischof aber wandelte diese Strafe in einen Heimaturlaub um und übertrug das Endurteil einer „gemischten Kommission“ von deutschen und polnischen Domkapitularen. Diese ermahnten die revolutionär gesinnten jungen Herren „zur Nachgiebigkeit“ und „zum ersten Schritt der Aussöhnung“, erreichten aber bei den Heißköpfen nichts anderes, als daß diese ins Klerikalseminar nach Posen abwanderten, wo sie die Verhältnisse als mehr „polnisch“ empfanden. Von den jungen Theologen wanderte dann die Streitzeit auch zu den älteren Geistlichen, und der nationale Hader brach ganz offen aus anläßlich der Diözesansynode im Pelpliner Dom im Jahre 1849, kurz nach der Revolution. Der Kampf der Nationalitäten begann hier sofort nach der ersten An- und Aussprache. Denn der Domkapitular Dr. Herzog, ein Schlesier, begann die Sitzungen mit einer deutschen Rede, wogegen der Religionslehrer aus Kulm/Stadt, Lic. theol. Knast protestierte.

Die Mehrzahl der Diözesanen, so führte der energische, aus dem Posenschen stammende Herr aus, sei polnischer Zunge; alle Diözesanpriester, darunter auch Domherr Herzog, seien verpflichtet, beide Sprachen zu beherrschen; also solle Dr. Herzog, wenn er im Namen des Bistums etwas zu verkünden habe, gefälligst polnisch sprechen. Der Schragenstreit wurde nach erfolgter Abstimmung durch ein Kompromiß beigelegt: jeder dürfe so reden, wie er wolle . . . d. h. die Deutschen deutsch, die Polen polnisch. Dann meldete sich unter den Petenten der Dekan Malinowski zu Wort und forderte, nicht nur auf der Diözesansynode, sondern auch im schriftlichen Verkehr mit der Kurie solle man die polnische Sprache anwenden können und vor allem solle im Priesterseminar wenigstens Kirchengeschichte und Pastoraltheologie polnisch vorgetragen werden. Religionslehrer Lic. Knast unterstützte die Postulate seines Konfraters, indem er darauf hinwies, die preußische Regierung habe überall polnischen Religionsunterricht gestattet und sogar angeordnet, also könne man auch verlangen, daß die Vorbereitung auf diesen Unterricht im Priesterseminar ebenfalls in polnischer Sprache gegeben werde. Vergeblich wies der Regens Dr. Herzog darauf hin, daß die preußische Regierung unmöglich an einer Hochschule, wie es die Bischöfliche Lehranstalt doch sei, eine andere als die deutsche Sprache zu Vorlesungen zulassen werde. Der Bischof mußte diese Forderungen des polnischen Diözesanklerus ablehnen und man kam in den Jahren der politischen „Reaktion“ auch nicht wieder darauf zurück, aber es ist verständlich, daß die Stimmung von Seiten der Polen gegen den Bischof dadurch nicht besser wurde, zumal da Bischof Sedlag auch Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt war und dort immer durchaus großdeutsch stimmte. Was er aber zusagte und dann auch energisch durchführte, war die Reform des polnischen Sprachunterrichts für die deutschen Alumnen in Pelplin. Diese erhielten nun einen ordentlich bestallten Lehrer des Polnischen in der Person des aus der Kaschubei stammenden Dr. Hildebrandt, und es wurde ihnen angedroht, wer das „Polonicum“ nicht mache, werde nicht zum Priester geweiht werden können.

Viel Lärm gab es zu damaliger Zeit auch um das Knabenseminar in Pelplin, das sog. „Collegium Marianum“. Dr. Hasse, Generalvikar und eine Zeitlang Professor für Exegese, wollte am Dom ein Gymnasium gründen, wogegen die meisten polnischen Geistlichen des Bistums protestierten, weil sie eine „Germanisierung“ der Jungen im damaligen Pelplin befürchteten und dies dem deutsch gesinnten, aber vielleicht etwas betont energischen Dr. Hasse auch offen ins Gesicht sagten. Sie wünschten lieber eine Vermehrung der „königlich katholischen Gymnasien“ in der Diözese und die Errichtung von Knabenkonvikten bei diesen königlichen Gymnasien. Es entstanden dann auch neben dem Gymnasium zu Konitz die katholischen Gymnasien zu Kulm und Neustadt mit entsprechenden Knabenkonvikten, aber auf die Initiative des Bischofs hin wurde auch das „Collegium Marianum“ gegründet, in dem aber, wie die Zukunft es zeigen sollte, die Schüler nicht, wie man gedacht hatte, zu Deutschen, sondern umgekehrt von national-polnisch eingestellten Lehrern zu überzeugten Polen und Vorkämpfern des Polentums in Westpreußen erzogen wurden, wenn auch die deutschen Zöglinge wohl meist ihr Deutschtum sicherten. Später — nach 1920 — blieb die deutsche Sprache dort auch bis zum zweiten Weltkrieg Pfllichtfach. Die staatlichen polnischen Gymnasien hatten längst den deutschen Unterricht eingestellt.

Auch im Professorenkollegium des Priesterseminars kam es im Jahre 1848 zu unliebsamen Zwistigkeiten zwischen deutschen und polnischen Professoren, so daß der Regens Dr. Herzog sein Regensamt niederlegte und nurmehr Fachprofessor für Pastoral blieb. Sogar bis hin nach Berlin gingen die letzten Ausläufer der Pelpliner Auseinandersetzungen. Denn die Abgeordneten der „Liga Polska“ forderten von der preußischen Regierung, sie solle in Kulm eine Akademie gründen, mit zwei Fakultäten, einer theologischen und einer philosophischen — wie etwa in Braunsberg — und das aus dem Grunde, damit die Studenten den Einflüssen des germanisierenden Bischofs Sedlag entzogen würden. Der Bischof hat unter diesen und anderen Anfeindungen sehr gelitten. Zu den vielen Krankheiten seines durchaus nicht robusten Organismus

# Danziger Katholikentag

anlässlich des  
SILBERNEN BISCHOF SJUBILÄUMS  
S R. EXZELLENZ DR. CARL MARIA SPLETT  
Bischof von Danzig

in Düsseldorf vom 23. bis 25. August 1963

## PROGRAMM

### Freitag, den 23. August 1963

- 17.00 Uhr **Treffen der Danziger Priester im Pfarrsaal von Lambertus, Stiftsplatz und St. Lambertuskirche**  
(Geschlossene Veranstaltung mit Sakramentsandacht und Orgelkonzert)
- 20.00 Uhr\* **Treffen Danziger und Düsseldorfer Katholiken im Kettlersaal im Paulushaus,**  
Bilkerallee 163 – Ecke Elisabethstr.
- Vortrag:** „Das Bistum Danzig und die Tätigkeit der Danziger Katholiken in der Vertreibung“  
mit Filmen aus der Heimat  
Päd. Assistent Joachim Behnke, Hildesheim

### Samstag, den 24. August 1963

- 8.00 Uhr **Pontifikalmesse in der St. Lambertuskirche**  
Zelebrant: Exzellenz Dr. Splett  
Predigt: Regens P. Dr. Pfürtner OP., Walberberg
- 11.00 Uhr\* **Festakt zu Ehren des Bischofs von Danzig im Karl-Arnold-Haus, Palmestraße**  
Festansprache: Senator für Justiz a.D. Dr. Kielinger, Berlin
- 13.00 Uhr\* **Empfang des Bischofs von Danzig im Zweibrücker Hof, Königsallee**
- 15.00 Uhr\* **Religion und Volkstum in Danzig-Westpreußen, Haus des Deutschen Ostens,**  
Bismarckstraße 30  
**Vortrag:** Prof. Dr. Franz Manthey, Hildesheim
- 15.00 Uhr\* **Unsere alte Hansestadt Danzig einst und jetzt, Provinzialsaal, Friedrichstraße –**  
Ecke Fürstenwall  
Lichtbildervortrag: Dozent Hans Radzimowski, Falkenstein
- 15.00 Uhr\* **Die Kathedrale von Oliva, Kettlersaal im Paulushaus, Bilkerallee 163 – Ecke Elisabethstr.**  
Lichtbildervortrag: Dipl.-Ingenieur G. Nitschke, Düsseldorf
- 17.00 Uhr\* **Das Verhör des Kardinals, von Bridget Boland, Karl-Arnold-Haus, Palmestraße**  
Festaufführung des Westdeutschen Tournee-Theaters, Remscheid  
Intendant: Wilhelm Michael Mund
- 20.00 Uhr **Festlicher Heimatabend in der Rheinhalle, Am Rheinufer, Oberkasseler Brücke**

### Sonntag, den 25. August 1963

- 9.00 Uhr **Pontifikalamt in St. Peter, Friedrichstr.**  
Zelebrant: Exzellenz Dr. Carl Maria Splett, Bischof von Danzig  
Predigt: Exzellenz Heinrich Maria Janssen, Bischof von Hildesheim
- Ab 11.00 Uhr **Begegnungstreffen der Pfarreien des Bistums Danzig in der Rheinhalle,**  
Am Rheinufer, Oberkasseler Brücke
- 16.00 Uhr **Feierliche Vesperandacht in St. Peter, Friedrichstraße**  
Predigt: Exzellenz Dr. Carl Maria Splett, Bischof von Danzig

**Tagungsbüro:** Pfarramt St. Peter, Düsseldorf, Friedrichstr. 80, Telefon 1 33 20.

**Programmhefte** mit allen notwendigen Hinweisen, Liedertexten usw. werden denen, die sich angemeldet haben, zugeschickt. Alle, die noch kommen, ohne daß sie sich angemeldet haben, können das Programmheft in Düsseldorf erwerben.

Die mit \* versehenen Veranstaltungen sind nur mit besonderen Einlaßkarten zugänglich.

mus gesellte sich das Gefühl der zunehmenden seelischen Vereinsamung. Er starb im Jahre 1856 und wurde neben dem Hochaltar des Pelpliner Domes beigesetzt. Die Volksfama aber beschäftigte sich mit dem Schlesierbischof auch noch nach seinem Tode. Es wurde erzählt, der Verstorbene habe im Grabe keine Ruhe, und von Zeit zu Zeit erscheine um Mitternacht vor dem Pelpliner Dompfort ein dunkler Wagen, mit schwarzen Pferden bespannt, in dem der Bischof ein- und dann nach Rückkehr wieder aussteige . . . Und dabei wollte Bischof Sedlag wirklich nur das Beste für seine Diözesanen, als er ihnen Geistliche aus Schlesien gab. In seinem Testament bestimmte er sein Barvermögen dem „Collegium Marianum“, und seine reichhaltige Büchersammlung erbte die Bibliothek des Priesterseminars.

Den Nachfolger des Bischofs Sedlag, den Bischof von der Marwitz, begrüßte man weit freundlicher als den landfremden Schlesier. Denn Johannes Nepomuk von der Marwitz entstammte einem alteingesessenen Junkergeschlecht in Westpreußen und war in Tuchlin, in der Kaschubei geboren. Während der Befreiungskriege war er Husarenoffizier und kämpfte als solcher den jungen Prinzen Wilhelm von Preußen, den späteren König und Kaiser, frei, als dieser von einer französischen Reiterpatrouille überfallen wurde. Aus dem Kriege heimgekommen, begann er das Studium der Theologie, nachdem er sich noch einmal auf die Schulbank gesetzt hatte, um sein Gymnasialabitur nachzumachen. Seine Studien absolvierte er in Breslau, Bonn und Pelplin und 1830 wurde er zum Priester geweiht. Nach einer Vikar- und Pfarzerzeit — in Tuchel und Thorn — wurde er zum Bischof von Kulm gewählt und als solcher am 8. September 1857 in der Pelpliner Kathedrale konsekriert. Die Sympathien der slavisch sprechenden Diözesanen erwarb er sich zum mindesten dadurch, daß er beim Fackelzug anlässlich seiner Bischofsweihe an die Pelpliner Pfarrgemeinde eine polnische Ansprache hielt und zu den Diözesanen kaschubischer Abkunft kaschubisch sprach, welches Idiom er seit seiner Kinderzeit fließend beherrschte. Er selbst war ein treuer Deutscher Westpreußisch-Adliger Färbung, vor allem dem Königshause treu verbunden und Wilhelm I. freundschaftlich zugetan. Als König und Kaiser besuchte dieser seinen alten Kriegskameraden öfter in Pelplin, und ein altes Schilderhaus, das noch bis nach dem ersten Weltkriege am Pelpliner Palais stand, soll ein Andenken an diese Herrscherbesuche gewesen sein. Der Bischof aber war jedesmal pünktlich auf dem Dirschauer Bahnhof, wenn sein königlicher Freund dort durchfuhr, um sich von Berlin nach Ostpreußen oder gar Rußland oder vom Osten her in die Mark zu begeben.

Wie einst Bischof Sedlag, so lag dem neuen Oberhirten vor allem die Priesternot am Herzen. Er erweiterte das „Collegium Marianum“ zu einem Progymnasium und baute auch das Theologenseminar weiter aus. Viele Theologen und junge Priester schickte er auf die Universitäten Westdeutschlands und sorgte auch für guten Religionsunterricht, für Katechismen und Biblische Geschichtsbücher. Er ließ Lieder- und Gebetbücher drucken und befahl die Gründung von Kinderhorten in den Pfarreien. Der preußischen Regierung gegenüber verfocht er nachdrücklich die Rechte der polnischen Katholiken auf ihre Sprache in Schule und Kirche und in vielen Fällen stand er wie ein Schutzkissen zwischen Regierung und Volk, manchmal allerdings auch wie ein edles Metallstück zwischen Hammer und Amboß. Es scheint, daß gerade zu seiner Zeit der Kulmer Klerus sich immer mehr durch Ergänzung aus dem Lande selbst polonisierte. Es gab dagegen kein Mittel und man durfte wohl auch nichts dagegen tun. Wenn die Menschen erst lesen und schreiben konnten, wenn sie in die höheren Schulen kamen und mit der Waffe in der Hand ihre Militärpflicht erfüllten, konnte sie niemand hindern, ihre Forderungen anzumelden und durchzusetzen. Während in den Jahren 1829 bis 1850 nur 137 Neupriester aus der Diözese und 99 aus anderen Bistümern stammten, wurde es jetzt anders. In den 7 Jahren 1851 bis 1862 kamen 108 Neupriester aus Westpreußen und nur 21 aus anderen Gebieten Preußens und Deutschlands. Der Sieg der vollen Wiegen begann sich anzumelden. Das bedeutet aber beileibe nicht, daß die Einheimischen alle Polen waren. Aus den rein deutschen Koschneiderdörfern bei Konitz kamen z. B. in den Jahren 1772 bis 1920 allein 85 deutschstämmige Priester, darunter aus den

kinderfreudigen Familien Nelke und Rosentreter — und später Schliep — je drei Priesterbrüder.

#### Patriotismus wird Revolutionismus

Leider blieb auch dieser aus dem Lande selbst stammende Bischof nicht von den nationalen Auseinandersetzungen seiner Zeit und Heimat verschont. Um das Jahr 1863 — dem Jahr des Aufstands in Russisch-Polen — kam es nationaler Belange willen zu einem Streit zwischen zwei Theologieprofessoren in Pelplin, zwischen Dr. Flatau und Dr. Polomski, und ihr Wortwechsel griff auf die Hörer über. Der Bischof selbst mischte sich in den Streit mit einem Schreiben an die Professoren und mit einem an die Alumnen ein. Professor Flatau wurde nach Grutta, Professor Polomski nach Briesen versetzt; die deutschen Studenten wurden vermahnt, sie möchten anstatt zu politisieren, lieber polnisch lernen; den polnischen Klerikern sagte Bischof v. d. Marwitz bittere Wahrheiten über die Bestrebungen des „Polinismus“, der kein Patriotismus mehr sei, sondern Revolutionismus, und manchem der politisierenden Theologen gezieme mehr „das rote Hemd der Garibaldianer als die Kleidung der katholischen Kleriker“. Offen sprach sich auch der Bischof gegen den polnischen Aufstand von 1863 aus und warnte seine Diözesanen polnischen Volkstums vor einer Beteiligung daran. Trotzdem versuchten einige lose Scharen von Insurgenten aus Westpreußen sich durch den Kordon der preußischen Truppen nach Polen durchzuschlagen, und eine dieser Gruppen hing am bischöflichen Palais in Pelplin über Nacht einen Strick auf, gedacht gewissermaßen als Warnung für den „borusso-philan“ Oberhirten, dem man dabei wohl auch sein preußisches Junkertum übelnahm und dem gegenüber man darob gern vergaß, wie oft er für die polnische Bevölkerung eingetreten war. Der weise Bischof aber behielt recht: der Aufstand wurde von den Russen blutig niedergeschlagen, Tausende von Polen fielen in den Scharmützeln, noch mehr wanderten den schneeigen Etappenweg nach Sibirien. Der Bischof ordnete Gebete an „um Frieden für die Kirche und um Freiheit der Gewissen im russischen Reich“. In manchem polnisch sprechenden Dorfe aber zeigte man sich später flüsternd und mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht den einen oder anderen älteren Mann und erzählte im trauten Familien- oder Freundeskreise, er sei ein „Kosynier“, ein „Sensenmann“ im Aufstand gewesen.

Eine gewisse Unruhe brachte in die Diözese und nach Pelplin der im Zusammenhang mit dem Vatikanum entstehende Altkatholizismus. Professor Pankau hier war Schüler Döllingers gewesen und hatte seinem Lehrer die Treue bewahrt; der Generalvikar Dr. Hasse soll sogar auf der Fahrt zu Döllinger nach München gewesen sein. Aber Professor Pankau starb in Konitz während seiner Ferien, und Dr. Hasse erlag während seiner Reise einem Herzschlag, so daß Pelplin wenigstens von diesen geistigen Kämpfen verschont blieb. Im Kriege 1870/71 ließ der Bischof für die im Felde stehenden preußischen Heere beten. Nach dem Kriege brach aber ein anderer Krieg aus, der gerade für den deutschen Osten sich so verheerend auswirkende „Kulturkampf“, der auch dem Bischof v. d. Marwitz manches persönliche Leid brachte. Entgegen den sog. „Maigesetzen“ besetzte der Bischof weiterhin Pfarrstellen und ernannte neue Seelsorger; er wurde zu Geldstrafen verurteilt, und die Summen häuften sich so an, daß man im ganzen Palais die Möbel pfändete. Die Bevölkerung Pelplins erstand aber das Mobiliar für wenige Pfennige auf den Zwangsversteigerungen und stellte es dem Gepfändeten wieder zur Verfügung. Vor einer Verhaftung schützte den Freund des Königs das Wohlwollen seines Monarchen. Schlimmer war, daß in der Zeit des Kulturkampfes das Klerikalseminar, der Augapfel des Bischofs, geschlossen wurde und die Theologen außerhalb Preußens — meistens in München oder Rom — studieren mußten. Seit 1876 hieß es im Jahreskalender der Diözese regelmäßig vom Seminar, es sei „a regimine saeculari pro tempore suppressum“ = „von der zeitlichen Macht zur Zeit unterdrückt“ — ein eigentlich sehr bedeutungsvoller Satz mit seiner klassischen Kürze und Prägnanz: das „regimen“ sei eben bloß ein „saeculare“ und seine „suppressio“ gelte immer nur „pro tempore“ — eine Ermunterung für einen jeden auch von uns Vertriebenen wie für einen jeden, der unter Gewalt leidet: alles, was irgendwie

„säkular“ ist, gilt nur „pro tempore“ — die Hauptsache ist, man gibt sich selbst nie auf und erkennt im Gewissen nie an, was seinem Wesen nach nur „temporär“ sein kann!

Erfreulichere Ereignisse als diese waren die am 12. Juli 1861 erfolgende Visite des berühmten Grafen Montalembert, der Verfasser der großen Werke über die „Mönche des Abendlandes“ und dann im Herbst desselben Jahres der Besuch der übrigen preußischen Bischöfe — des von Münster, des von Paderborn und des von Trier — bei ihrem westpreußischen Kollegen. Die genannten Kirchenfürsten waren nämlich mit Bischof v. d. Marwitz nach Königsberg zur Königskrönung Wilhelm I. gefahren und während der Heimfahrt bei ihm eingekehrt. Solch ein Besuch westdeutscher Bischöfe in Pelplin war immer etwas Außergewöhnliches. Es kam sowohl damals als auch später sehr selten vor, daß sich ein Bischof aus dem Westen des Reiches nach dem ehemaligen Deutsch-Ordens-Land „verirrte“ — ja manchmal hatte man — und hat man noch heute! — den Eindruck, die Oberhirten aus dem Westen und Süden seien irgendwie stolz darauf, den Osten nicht zu kennen! Kein Wunder, daß der Pulsschlag des Reiches nur sehr schwach bis in unsere Heimat drang und schließlich ganz zu schlagen aufhörte, als der nicht christliche und nicht deutsche weite Osten dann plötzlich drohend vor den Toren stand und unsere Heimat überrollte.

Bischof von der Marwitz starb am 29. März 1886 im Alter von 90 Jahren. Ihm folgte Bischof Dr. Leo Redner, dem es gelang, gegen Ende des Kulturkampfes zu einem modus vivendi mit der preußischen Regierung zu kommen und vor allem im Jahre 1888 wieder das Klerikalseminar zu eröffnen. Wie sein Vorgänger, entstammte auch er dem einheimischen westpreußischen Klerus. Er hatte das Gymnasium in Kulm und das Seminar in Pelplin besucht, hatte dann in Breslau zum Lic. theol. promoviert und war schließlich nach seiner Vikarszeit Religionslehrer in Konitz und Danzig und Pfarrer an der königlichen Kapelle in Danzig geworden. Im Jahre 1882 wurde er Domherr in Pelplin und am 9. Januar 1887 empfing er im Pelpliner Dom aus den Händen des Erzbischofs von Gnesen-Posen Julius Dinder — des einzigen deutschen Erzbischofs in der Geschichte des Erzbistums Gnesen! — sowie des Bischofs Andreas Thiel von Ermland und des Apostolischen Protonotars Antonius Klingenberg die Bischofsweihe. Seine Aufgabe bestand vor allem darin, die Wunden des Kulturkampfes vernarben zu lassen, die eben erst verwaisten Pfarreien zu visitieren, den Klerus wieder neu aufzubauen, den Geist in der Diözese nach der Zeit des Wiederstandes und der bloßen Abwehr wieder neu zu entfachen. Ob es ihm gelang? Unsere heute im Exil lebende Generation kann nur feststellen, daß die Fronten zwischen „Deutsch“ und „Polnisch“ sich durch den Kulturkampf und in seinem Gefolge nur noch mehr verhärteten, daß der polnische Bevölkerungsanteil sich durchaus als Sieger fühlte und daß Bischof Redner an und für sich eine Sisypusarbeit zu leisten hatte, die zu keinem guten Ende mehr führen konnte. Bewundernswert ist, daß der Bischof — wie er in seinem ersten Hirtenschreiben an den Klerus schrieb — die Wichtigkeit vor allem der sozialen Frage erkannt hatte. Es heißt da: Neque minus temporibus nostris tractanda est quaestio de conditione opificum, quae quamvis ad expediendum sit difficilis nec vacua periculo . . . omnes tamen consentiunt, infime sortis hominibus celeriter esse atque opportune consulendum, cum pars maxima in misera calamitosaque fortuna indigne versentur neque causa illa reperiatur tanta, quae teneat hominum venementius“ = „Nicht minder muß man in unseren Zeiten die Arbeiterfrage behandeln, welche obwohl sie schwer und nach übereinstimmenden Urteil aller erfordert, daß für die Menschen von tiefstem Schicksal schnell und positiv gesorgt werden muß, weil der größte Teil von ihnen sich unwürdig in einer elenden und unglücklichen Lage befindet und es keine andere Angelegenheit gibt, die die Bemühungen der Menschen mehr fesseln sollte.“ In den Erzählungen der alten Geistlichen galt die Regierungszeit von Bischof Redner als eine gute, alte, friedliche Zeit — und sie war es auch wirklich nach alledem, was im Kulturkampfe geschehen war, und vordem, was in den beiden Weltkriegen noch geschehen sollte; aber es knisterte doch schon im Gebälk, nicht zuletzt deswegen, weil — wie der Bischof es irgendwie erkannt hatte —



Auszug nach der Konsekration von Bischof Splett

große nationale Fragen in unserer Heimat — wie überall! — sich mit den sozialen verbanden und die Versäumnisse in sozialer Hinsicht sich gerade für die deutsche Bevölkerung unserer Heimat national unglücklich auswirkten.

#### Der letzte deutsche Bischof

Der Nachfolger Dr. Redners und der letzte deutsche Bischof von Kulm wurde Dr. Augustinus Rosentreter, ebenfalls ein Sohn unserer westpreußischen Heimat, aus alter Koschneiderfamilie stammend, geboren in Abrau, Pfarrei Damerau, nicht weit von Konitz. Das Gymnasium besuchte er in Konitz, wo er auch sein Abitur machte; dann studierte er in Pelplin, in Münster und Rom. Zum Priester wurde er im Jahre 1874 geweiht. Nach seiner Promotion war er Professor in Pelplin, dann Direktor des Lehrerseminars in Berent und schließlich — nach dem Kulturkampf — Regens des Priesterseminars und als solcher von seinen Alumnus mit großer Liebe verehrt und mit großer Freude als neugewählter Bischof von Kulm begrüßt.

Eine tiefe Tragik liegt über dem Leben dieses prächtigen Menschen, tiefen Gelehrten und Ehrfurcht heischenden Kirchenfürsten, eine Tragik, die man wohl in die Worte Gregors VII. zusammenfassen möchte, die da lauteten: „Dilexi justitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio! = Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, deswegen sterbe ich in der Verbannung!“ Augustinus Rosentreter war kerndeutsch nach Abstammung und Gesinnung, wurde aber vom damaligen Domkapitel gewissermaßen als „polnischer“ Kandidat gewählt, weil die polnisch fühlenden Domherren nicht den sog. „deutschen“ Kandidaten, Dr. Lüdtko, wählen wollten, sondern es vorzogen, dann doch lieber dem stillen Gelehrten und ruhig gesetzten Regens ihre Stimme zu geben. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung geriet der neue Bischof hinein in die Stürme des sog. „Philomatenprozesses“ und des „Schulstreiks“. In besagtem Prozeß wurde in Thorn gegen eine Anzahl polnischer Studenten und Gymnasiasten verhandelt, welche sich in geheimen Vereinen, den Zirkeln der sog. „Philomaten“ d. h. Liebhabern der Wissenschaften, gesammelt hatten und dort polnische Geschichte und Literatur betrieben, gewiß aber auch nicht selten von einem freien und großen Polen träumten. Da diese Vereinigungen illegal waren und als Geheimbünde angesehen wurden, wurde ein Teil der jungen Leute zu Gefängnisstrafen verurteilt und aus den Hochschulen und Gymnasien relegiert; ein Teil verließ Preußen ganz und wanderte nach Amerika oder nach dem damals zu Österreich gehörenden Galizien aus, um dort die deutschfeindliche polnische Diaspora zu verstärken. Auch einige Theologiestudenten aus Pelplin waren in die Sache verwickelt. Bischof Augustinus nun entließ weder die mit Gefängnis bestrafte Gymnasiasten und Abiturienten, noch verwehrte er ihnen die Aufnahme in dasselbe oder die Erlaubnis zum theologischen Studium, weil er in der Beschäftigung mit polnischer Literatur und Geschichte kein ehrenrühriges Verbrechen sehen konnte, im Gegenteil eher der Ansicht war, man hätte in den staatlichen Gymnasien polnische Sprache und Kultur als Unterrichtsfach zulassen sollen.

Ja — der Bischof gestattete den Alumnen den Weiterbetrieb dieser Bildungszirkel, zumal ja im Priesterseminar der Unterricht in der polnischen Sprache ebenso obligatorisch war, wie in den elsässischen Seminaren die Kenntnis des Französischen und in Brixen die des Italienischen. Andererseits war der Bischof auch wieder nicht so weltfremd, um nicht zu wissen, was da eigentlich gespielt wurde. Doch konnte er aus seinen Prinzipien heraus nicht anders handeln, als er handelte, obwohl er die Mächte genau kannte, die da im Verborgenen reiften. Auch im sog. „Schulstreik“ mußte er als oberster Seelsorger seines Bistums auf Seiten des polnischen Bevölkerungsanteils gegen die Regierung stehen. Denn polnische Kinder in Posen und Westpreußen „streikten“ während des in deutscher Sprache erteilten Religionsunterrichts und gaben gefragt keine Antworten oder antworteten polnisch, wodurch sie sich selbst hier oder dort körperlicher Züchtigung und ihre Eltern sich geldlichen und anderen Strafen aussetzten. Wiederum wußte der Bischof ganz genau, daß die Kinder gewiß nicht von allein auf die Idee des Schulstreiks gekommen waren, aber auch hier zwang ihn sein Gerechtigkeitssinn und sein christliches Gewissen auf die Seite der einstweilen noch Schwachen. Als Entgelt dafür mußte er erfahren, daß deutscherseits in den deutschen Katholiken und Geistlichen, die mit ihrem Bischof mitgingen, weniger zuverlässige Kämpfer des Deutschtums gesehen wurden und daß man ihre tragische Lage nicht immer und überall verstehen konnte und wollte. Der Bischof wußte es auch ganz genau und erfuhr es in seiner Verwaltungsarbeit tagtäglich, mit welcher Glut manche Polen den Weltkrieg ersehnten, der ihnen die Freiheit Polens bringen sollte, und doch empfand er es vorausschauend in seinem Herzen, wie furchtbar all das werden mußte. Und doch blieb ihm nichts anderes übrig als nur das eine: zu tragen, was ihm als dem letzten der deutschen Bischöfe von Kulm zu tragen auferlegt war. Und er trug das Schicksal, der letzte deutsche Kirchenfürst der ehemaligen Deutschordensdiözese zu sein, nicht wie der grimme Hagen im Nibelungenlied, sondern wie ein guter Hirt, der bereit ist, sein Leben zu geben für seine Gemeinde — und dieses auch dann, wenn die eigene Herde ihn überrennt!

#### Der „Mützenstreit“ von Pelplin

Bei all dem Schweren, das der Bischof zu dulden hatte, sei auch noch eine kleine, jetzt eigentlich etwas lustig zu erzählende Sache nicht verschwiegen, nämlich der sog. „Mützenstreit im Pelpliner Priesterseminar“, wie ihn eine der damaligen Zeitungen nannte. Im Klerikalseminar zu Pelplin war die vorgeschriebene Kleidung der Alumnen der schwarze Talar, den man auch außerhalb des Gebäudes zu tragen hatte. Nun hatte es sich aber bei den polnischen Theologie-Studenten eingebürgert, diese geistliche Tracht durch eine kleine blaue Mütze zu ergänzen, die sog. „Maciejowka“, wie sie auch so mancher Bauer oder Arbeiter auf dem Kopf hatte, um damit irgendwie seine Sympathien für Polen zu bekunden. Eines guten Tages sagten sich da die deutschen Theologen: warum sollen auch wir nicht blaue Mützen tragen? Und man entschloß sich, deutsche Marinemützen, die sog. „Prinz-Heinrich-Mützen“ anzulegen. Zum Entsetzen des Regens — damals Dr. Schwanitz — paradierten dann an einem schönen Sonnentage die feindlichen Parteien jede in ihrer „historischen“ Kopfbedeckung und „manifestierten“, die eine für ein Polen „vom Meer zum Meer“, die andere etwa im Sinne von „Der Dreizack gehört in unsere Faust“. Der Regens begab sich über den Fluß, welcher Seminargarten und bischöflichen Park scheidet, zum Bischöflichen Palais, um dorthin Hilfe zu holen, und der Bischof erschien auch sofort noch am gleichen Tage Nachmittags, ließ die etwa 150 Theologen in die Aula zusammenläuten und sagte nur einen einzigen Satz, aber mit der bei ihm so markanten tiefen Bruststimme: „Die Kopfbedeckung der Alumnen in Haus und Garten ist das Birett, außerhalb des Seminars der schwarze Hut. Gelobt sei Jesus Christus!“, womit dann der „Mützenstreit“ begraben war.

Mit der Beilegung anderer Streitigkeiten in Pelplin ging es leider nicht so glatt wie mit dem Kampf um die Kopfbedeckung. Im Weltkriege fochten die westpreußischen Polen zu meist tapfer und pflichtgetreu als preußische Soldaten mit, aber ihre Führung war mit dem Herzen und auch mit dem Verstand und der politischen Tat unzweifelhaft auf Seiten

der Entente. Als im Jahre 1918 die Mittelmächte kapitulierten, da befand sich unter den Wilsonschen „14 Punkten“ auch die Forderung nach einem freien und unabhängigen Polen mit einem Zugang zum Meere, und dieser „Korridor“ zum Meer hieß eben Westpreußen und war kirchlich die Diözese Kulm. Dr. Augustinus Rosentreter mußte es nun erleben, daß auf polnischen Versammlungen und in polnische Zeitungen ganz öffentlich darüber diskutiert wurde, was man nun mit dem „deutschen Bischof“ anfangen sollte: sollte man ihn bloß einfach absetzen lassen oder sollte man ihn aus Westpreußen herausfahren? Man nannte auch Kandidaten auf seine Stelle. Und all das ganz ungescheut und rücksichtslos, da man ganz genau wußte, er werde schweigen, weil ja alles Reden in eigener Sache ihm zutiefst zuwider war und die Situation nur noch verfahrenere gestalten konnte. Bischof Augustinus schwieg, als man seine engere Heimat, die Koschneiderei, mit ihrer rein deutschen Bevölkerung nicht beim Reiche beließ, sondern trotz aller Proteste in Paris zu Polen schlug. Er schwieg, als man gegen Vorlesungen in deutscher Sprache im Priesterseminar protestierte — solange nämlich noch Theologen aus Danzig und den reichsdeutsch gebliebenen Pfarreien in Pelplin studierten, gab es dort neben den lateinischen und polnischen Vorlesungen auch deutsche! Er schwieg, als man ihm nahelegte, sich pensionieren zu lassen und abzudanken. Er schwieg, wenn die Wojewodschaftsbehörden in Thorn die Pelpliner Kurie als zu prodeutsch eingestellt ignorierten. Nur auf dem Katholikentag in Dirschau 1924 sprach er dann zum ersten Male laut, deutlich und in polnischer Sprache, wie sehr das polnische Volk doch seinem Gott zur Dankbarkeit ob der Freiheit verpflichtet sei und wie sehr es aber auch verpflichtet sei, sich dieser seiner Freiheit würdig zu erweisen. Der Bischof sorgte für deutsche Predigten und Lieder dort, wo es noch deutsche Katholiken gab; er begrüßte die Gründung des „Verbandes deutscher Katholiken“; er tat all das, was er zu preußischer Zeit zum Schutze seiner polnischen Diözesanen getan hatte, nunmehr für die immer mehr zusammenschumpfende deutsche Diaspora seines Heimatbistums. Im Jahre 1926 erhielt er dann einen Koadjutor in der Person des aus dem Posenischen stammenden Prälaten Stanislaus Woytechus Okoniewski, welchem er für dessen Bischofsweihe sein Palais zur Verfügung stellte und sich für den Tag dieser Konsekration, der sich zu einer Manifestation polnischen Prätotismus gestaltete, auf sein Tafelgut Neudorf zurückzog, wo er die Militärmusik und das begeisterte Vivatrufen um Dom und Palais herum nicht hörte. Und sein Schweigen wurde zum endgültigen Verstummen, als der Bischof — nur von seinem Kaplan betreut — in den Morgenstunden des St. Franziskustages 1926 starb.

Nach seinem Tode allerdings hatte man den Eindruck, als wenn sein Schweigen nunmehr zu einem Appell an die christlichen Gewissen geworden wäre! Irgendwie machte es sich sogar die polnische Öffentlichkeit, machte es sich aber auch das Deutschtum in Reich und Heimat klar, wen man dort in Einsamkeit hatte schweigen, verstummen und sterben lassen. Fast alle Bischöfe Polens erschienen in Pelplin, um dem letzten deutschen Bischof das Geleit zu geben. Aus allen Teilen der Diözese kamen Delegationen. Neben dem Beauftragten des polnischen Wojewoden saßen im Presbyterium auch ein Vertreter des Danziger Senats und der reichsdeutsche Generalkonsul aus Thorn, welcher letzterer als Dank des fernen Reiches an dieses Reiches treuen Sohn einen Kranz in den deutschen Farben am Sarge des großen Bischofs niederlegte. Ja — sein Grab wurde schließlich zu einem Heiligtum, wo man betete — und das sowohl für Deutsche als auch für Polen, welche gemeinsam mit Tränen im Auge den Grabstein des Bischofs betrachteten, auf welchem ein in Stein gehauener Kranz aus Rosengeflecht gebildet war mit unendlich vielen Dornen und nur einigen wenigen Rosen. Sogar der Schutzpolizeihauptmann Wolff, der in den traurigen Herbsttagen des Jahres 1939 den entheiligten Dom von Pelplin zu betreuen hatte, nahm am Grabe des letzten deutschen Bischofs von Kulm zwar nicht seine Mütze ab, aber doch seinen großen Hund an die Leine, der doch sonst in der Kathedrale frei hatte herumlaufen und sich an Altären und Grabdenkmälern auf Hunderte hatte vergnügen dürfen.

Ein nicht leichtes Schicksal hatten die edlen deutschen Männer auf dem Bischofsstuhl von Kulm dort in unserer fer-

nen Heimat. Wer hineingestellt ist ins unbarmherzige Ringen zwischen Völkern und Staaten und dabei Vertreter der Gerechtigkeit und Liebe sein soll, verblutet letztlich irgendwie innerlich — und niemand kann ihm helfen. Sie waren alle treu deutsch, die genannten Kulmer Bischöfe — treu deutsch wie nur je einer! Sie gaben auch ein Beispiel, wie man Menschen eines anderen Volkstums gegenüber eingestellt zu sein hat auch dann, wenn es schwer ist gut zu bleiben! Aber sie trugen nicht nur ein schweres, sondern ein tragisches Los — tragisch nicht so sehr deswegen, weil sie sowohl an der einen wie an der anderen Klippe scheiter-

ten, sondern vor allem tragisch auch aus dem Grunde, weil gerade im deutschen Volk ihr Einstehen für Gerechtigkeit und christliche Nächstenliebe einfach nicht zur Kenntnis genommen wurde und wohl auch heute nicht gern gewußt werden mag, weil für die meisten Menschen eben Denken und Nachdenken, verantwortliches Handeln und treues Angedenken ja so entsetzlich schwer sind und weil die meisten Menschen — und auch gerade wir heutigen Deutschen — große Dinge, Ereignisse und Gestalten eben nicht in Erinnerung behalten, sondern so schnell wie möglich vergessen wollen.

## „Gedantum sacrum“ - das heilige, gottgeweihte Danzig

Über heilige Stätten und Menschen im Danziger Land

Von Msgr. Dr. Richard Stachnik

Gern hören wir Danziger davon, wenn von dem „hilligen Kölle“, dem heiligen Köln, die Rede ist, auf das die Kölner mit Recht stolz sein können. Hat doch diese gewaltige Stadt so viele prächtige, zum Teil uralte Gotteshäuser — den Dom, St. Gereon, St. Maria im Kapitol und wie sie alle heißen. Und wieviel Heilige haben dort gelebt und gewirkt und sind dort gestorben! St. Albertus der Große und St. Thomas von Aquin, zwei ganz große Leuchten der Kirche und der Wissenschaft, mehrere heilige Bischöfe und Mönche oder, um eine ganze Gruppe zu nennen, die hl. Ursula mit ihren elf Gefährtinnen (aus denen der fromme Sinn des Mittelalters sogar elftausend Märtyrerinnen gemacht hat).

### Die Danziger Kirchen

Wenn wir Danziger unsere Heimat im Geiste daneben stellen, verstummen wir zunächst bescheiden. Aber gemacht! Was die Danziger Gotteshäuser betrifft, so können wir unser Haupt schon ein wenig erheben! Wie zahlreich waren in dem alten, dem historischen Danzig doch die Kirchen! Mittelalterliche Weltreisende behaupteten sogar, Danzig habe von allen Städten im deutschen Sprachraum die meisten Gotteshäuser gehabt. Da waren die sechs imposanten Pfarrkirchen: St. Katharinen und St. Marien (diese eine der größten Kirchen Europas), St. Johann, St. Petri und Pauli, St. Bartholomäi und St. Barbara. Neben ihnen die vier wichtigen alten Klosterkirchen: St. Nikolai, St. Brigitten, St. Josef und die 100 Meter lange Trinitatiskirche. Und um sie scharten sich die vielen, zum Teil recht stattlichen Hospitalkirchen: St. Elisabeth, Heilig-Leichnam, St. Jakobi, St. Gertrud, St. Tobias und noch einmal St. Georg, St. Rochus und Aller-Engel-Gottes (einige von ihnen sind leider nicht erhalten geblieben). Dazu kamen einige nicht mehr existierende kleinere Gotteshäuser. Sie waren zum Teil alleinstehende Gebäude, etwa die alte, erste St. Marienkirche am Marienbrunnen und die kleine Kirche der Büsserinnen bei St. Brigitten, die im 17. Jahrhundert abgebrochen wurde; zum Teil waren sie in Gebäudekomplexe eingebaut: die alte Schloßkapelle in der Burg der pommerellischen Herzöge oder später die imposante, turmgeschmückte Kirche in der Burg, dem „Hause“ des Deutschen Ordens; auch das Danziger Rathaus hatte eine Kapelle. Und wer im 15. Jahrhundert seine Schritte aus Danzig aufs Land hinaus lenkte, stieß zunächst im Norden auf das Kloster Oliva mit seiner gewaltigen, 103 Meter langen Kirche, der heutigen Kathedrale; und in nicht zu weiter Ferne wußte er die Klöster mit ihren Kirchen in Zuckau, Karthaus und Zarnowitz, die zwar nicht zum Gebiet des späteren Bistums Danzig gehörten, aber doch sehr stark auf die Stadt Danzig ausgerichtet waren. Wer dann durch die Danziger Niederung und das Große Werder wanderte, fand in fast jedem Ort eine Kirche. Manchmal war sie nur klein, aber immer schön und „in die Landschaft hineingebaut“ mit einem trutzigen, wehrhaften Turm oder — im Großen Werder — mit einem Turm, dessen Gestalt einem anderen Wahrzeichen der Werderlandschaft angepaßt war, den Wasserschöpfwerken. Selbst auf der im Mittelalter nur dünn bevölkerten Danziger Höhe mit ihren Wäldern und Seen winkten dem Wanderer ansprechende Pfarr- und Filialkirchen zu.

Aber auch in der späteren Zeit, seit dem 16. Jahrhundert, sind die Danziger, wenn es nötig war, stets den ihnen von Gott gegebenen Verpflichtungen nachgekommen, zur Ehre Gottes, zur Erbauung der Christen und zum Gottesdienst neue Gotteshäuser zu erstellen. Man denke an die neueren Kirchen und Kapellen. Da wurden im 17. Jahrhundert das Schmuckkästchen der Königlichen Kapelle und die prächtige Jesuitenkirche in Alt-Schottland gebaut. Um die Wende zum 20. Jahrhundert entstanden in den Danziger Vororten neue Kirchen in Neufahrwasser, Zoppot, Langfuhr, Schidlitz-Emaus. Und nach dem 1. Weltkrieg schuf der fromme, gläubige Sinn der Danziger Katholiken im ganzen Bistum zwölf neue Gotteshäuser: in Brentau und Brösen, auf der Niederstadt und in Glettkau, in Praust, Kalthof und Pieckel, um nur einige zu nennen. Dazu kam eine fast unübersehbare Zahl von Kapellen in kirchlichen Einrichtungen oder bei religiösen Genossenschaften: in der Marienschule und im St. Marienkrankenhaus, im Knabenwaisenhaus in Alt-Schottland, beim „Guten Hirten“ in Konradshammer, bei den Pallottinern, in den Häusern der Grauen Schwestern auf dem Heumarkt, in Langfuhr, Zoppot, Oliva und Neuteich und in anderen Stätten.

Ebenso bauten in jüngster Zeit unsere evangelischen christlichen Brüder und Schwestern stattliche und schöne Gotteshäuser: in Neufahrwasser und Schidlitz, in Zoppot und Oliva, zweimal in Langfuhr und anderswo.

Also: Danzig — ein heiliges, gottgeweihtes Danzig? Was die Gotteshäuser angeht, zweifellos: Ja!

### Die Danziger Heiligen

Nun die zweite Frage: Hatte Danzig, nicht nur die Stadt, sondern auch das Gebiet des jetzigen Bistums Danzig, auch „Heilige?“ Ehrwürdige Diener Gottes, heiligmäßige Menschen, die dort geboren waren, die dort gelebt und gewirkt haben, die dort gestorben sind?

Bei dieser Frage empfindet der Danziger Katholik vielleicht zunächst ein gewisses Unbehagen. Ja, gab es denn keine „Danziger Heiligen“, oder kennt er bloß keine?

Wenn ich bei Zusammenkünften der Danziger Katholiken nach dem 2. Weltkrieg in der Bundesrepublik — etwa nach dem katholischen Gottesdienst bei den Bundestreffen der Danziger oder bei den Treffen der Danziger katholischen Jugend in Gemen — die Frage stellte: Wer kann mir einige Danziger Heilige nennen?, dann hörte ich gewöhnlich nur: St. Adalbert und — natürlich! — die heilige Dorothea von Montau. Das war alles! Und wenn ich fragte: Welche Heiligen wurden denn bei uns besonders verehrt?, kam zuerst selbstverständlich die Antwort: die Mutter Gottes Maria, dann der hl. Josef, der hl. Antonius, der hl. Valentin, die kleine hl. Theresia; hin und wieder: St. Brigitta, St. Nikolaus, die hl. Apostel und vielleicht noch einige andere Heilige. Warum fiel die Antwort auf die Frage nach Danziger Heiligen stets so mager aus? Haben wir in Danzig und Umgebung keine Heiligen gehabt?

Vorerst eine Bemerkung: Heilige sind Geschenke Gottes an die Menschheit. Und Gott ist überreich in seiner schenken-

den Liebe. Und ich bin der Meinung, daß Gott uns Danziger nicht stiefmütterlicher behandelt als Christen anderer Städte und Länder und daß er auch uns viele Heilige geschenkt hat. Man kann zunächst an die ungezählten Heiligen denken, die der hl. Paulus als „Heilige — sancti“ bezeichnet, diejenigen nämlich, die Gott im Glauben erkannt haben und die durch die Gnade Gottes geheiligt sind, die Kinder Gottes und Erben des Himmels sind und nach ihrem Tode früher oder später der Anschauung Gottes, ihrer Vollendung und unbeschreiblicher Beseligung teilhaftig geworden sind. Und ich bin über-



Der Bischof in der Verbannung in Dukla (Beskiden)

zeugt, daß sie — ebenso wie bei uns Danziger Katholiken — auch bei unsern evangelischen Landsleuten zu finden sind. Ich gehe noch weiter und sage: Es gibt auch in den Reihen unserer evangelischen Mitchristen zweifellos Männer und Frauen, die religiös-sittlich weit über den Durchschnitt hinausragen und größter religiöser Wertschätzung würdig sind. Es sei nur an den Dichter des so heimeligen Weihnachtsliedes „O du fröhliche, o du selige . . .“ erinnert: den Danziger Johannes Falk († 1826), den „Freund in jeder Not“, den „Vater der Kinder“, den Gründer der ersten deutschen „Rettungsanstalt“ für gefährdete und verwahrloste Kinder. (Vgl. über ihn „Unser Danzig“, Nr. 12, vom 15. Juni 1963, und unsern „Heimatbrief“, Weihnachten 1954).

Wie steht es aber mit Danzigern, die wir Katholiken als Heilige verehren dürfen? — Es handelt sich zunächst um solche, die von der Kirche kanonisiert, d. h. heilig gesprochen worden sind. Die Voraussetzungen für die Heiligsprechung sind bekanntlich die in einem langwierigen kirchlichen Prozeß erwiesenen Tatsachen, daß derjenige, dessen Heiligsprechung man betreibt, in heroischer Weise nach christlicher Vollendung gestrebt und einen hohen Stand der Vollkommenheit erreicht hat und daß Gott irgendwie deutlich gemacht hat, daß er diesen Menschen in besonderer Weise begnadet hat und verehrt wissen will. Letzteres stellt der Heilige Stuhl bzw. seine Behörden an zwei Indizien fest: erstens daran, daß wunderbare Gebetsanhörungen auf die Fürbitte dieses Menschen, sei es zu seinen Lebzeiten, sei es nach seinem Tode, eingetreten sind — die Prüfung darüber wird sehr rigoros geführt; zweitens, wenn es sich um einen Diener Gottes handelt, der schon vor langer Zeit gestorben ist, daran, daß ihm das christliche Volk Jahrhunderte lang Verehrung dargebracht hat, die von kirchlichen Stellen gestattet und gefördert worden ist.

Hat Danzig nun kanonisierte Heilige hervorgebracht oder haben solche in Danzig gewirkt?

Den ersten Teil dieser Frage müssen wir leider verneinen. Sicher hat es Danziger gegeben, die würdig wären, kanonisiert zu werden; wir kommen gleich darauf zurück. Aber noch kein im Danziger Gebiet geborener Katholik ist kanonisiert worden. Ja, wir müssen mit Bedauern feststellen, daß auch das ganze altpreußische Gebiet, die beiden alten Provinzen Ost- und

Westpreußen, keinen kanonisierten Heiligen aufzuweisen hat. Warum das so ist, läßt sich schwer sagen. Einer der Gründe ist der, daß Preußen im Mittelalter „am Rande der Christenheit“ lag und daß der Weg nach Rom zum Heiligen Stuhl weit war. Vielleicht ist ein anderer der, daß seit der Zeit der Reformation die Heiligenverehrung in unserer Heimat sehr zurückging und daß die in der Zeit des Rationalismus und Materialismus lebendig gewordene geistige Situation dem Interesse für Heilige und Heiligsprechungen auch in den Reihen der Katholiken abträglich war.

Aber — wir kommen zum zweiten Teil der gestellten Frage — es lassen sich wenigstens zwei kanonisierte Heilige benennen, die im Danziger Gebiet tätig gewesen sind: der hl. Adalbert und der hl. Hyazinth. Dazu kommt noch in gewissem Sinne die hl. Brigitta von Schweden.

#### Der hl. Adalbert von Prag, der Apostel Preußens

Er wirkte bekanntlich — wenn auch nur kurze Zeit — im Jahre 997 in Danzig, bevor er zu seiner Missionsfahrt in das Herz Preußens aufbrach, wo er noch im gleichen Jahre den Martyrertod fand. Die kurz nach seinem Tode von Canaparius, dem Abt des Klosters St. Alexius in Rom, verfaßte Lebensbeschreibung Adalberts berichtet, daß in Danzig, dort Gyddanyzc geschrieben, „der barmherzige Gott zu Adalberts Ankunft so viel Glück gab, daß viele Menschen getauft wurden“. Es heißt dann weiter, daß St. Adalbert dort auch das hl. Meßopfer feierte und den neugebauten Christen die heilige Kommunion spendete. Eine alte Überlieferung will noch folgendes wissen: Als der Leichnam des hl. Adalbert von den Preußen losgekauft worden war und in seine Heimat überführt wurde, habe man ihn — zum Trost der Danziger Christen — eine Zeitlang in einer Kapelle in St. Albrecht, wo er gewirkt hatte, aufgebahrt. Diese Kapelle hat später den Namen „Grabstift des hl. Adalbert an der Eiche“ erhalten; sie blieb bis in die jüngste Zeit eine Stätte lebendiger Verehrung des alten Apostels der Preußen. Im übrigen verweise ich auf die von unserm Adalbertuswerk im Jahre 1961 herausgegebene, mit schönen Bildern ausgestattete Schrift „Der heilige Adalbert“ (Bernwardverlag, Hildesheim, 1,— DM), die seine Persönlichkeit und sein Wirken ausführlicher schildert oder auch auf das „Danziger Adalbertspiel“, das Dr. Franz Lorenz zum Bischofsjubiläum unseres Heimatbischofs eigenst geschrieben hat und auch im Bernwardverlag (Hildesheim) erschienen ist.

#### Der hl. Hyazinth

Er ist in unsern Kreisen weniger bekannt. Er war Dominikaner, einer der ersten Jünger des großen Ordensgründers St. Dominikus, von diesem selbst in den Orden aufgenommen. Er stammte aus Oberschlesien, dort war er in Groß-Stein als Sohn eines Grafen gegen Ende des 12. Jahrhunderts geboren. Seine Ordensoberen beauftragten ihn bald mit der seelsorglichen Tätigkeit in seiner Heimat. Hier wirkte er sehr segensreich; es gelang ihm, für seinen Orden sechs Niederlassungen einzurichten, zunächst in Krakau, darauf in Danzig. Der damalige pommerellische Fürst und spätere Herzog Swantopolk, eine tatkräftige, um Staat und Kirche sehr verdiente Persönlichkeit, gewann mit Zustimmung und Unterstützung des zuständigen Bischofs von Leslau die Dominikaner für den Plan, in Danzig ein Kloster zu gründen. Mit dieser Aufgabe betraute der Orden den hl. Hyazinth, der damals Prior in Krakau war. Im Jahre 1227 kam er selbst nach Danzig und traf hier mit Swantopolk die nötigen Abmachungen. Der Fürst übertrug dem Orden die aus dem 12. Jahrhundert stammende St. Nikolaikirche und schenkte ihm das umliegende Gelände. St. Hyazinth wurde Prior der neuen Niederlassung. Er begann mit der Errichtung der ersten, damals noch einfachen Klostergebäude, vielleicht auch schon mit dem Bau der neuen, anfänglich noch kleineren St. Nikolaikirche (dem heutigen Chorraum). Nach zweijähriger Tätigkeit für das Kloster und in der Seelsorge kehrte er nach Krakau zurück. Von seinem Wirken in Danzig kündigt noch heute ein altes Gemälde in der St. Nikolaikirche; es stellt dar, wie Swantopolk dem Heiligen im Jahre 1227 die Schenkungsurkunde für das Kloster übereicht. (Vgl. meine Danziger Kirchengeschichte Seite 21 ff.)



Bei den Heimatvertriebenen

Aus dem Leben des hl. Hyazinth werden viele wunderbare Vorgänge berichtet. Als eine der köstlichsten erscheint mir folgender: St. Hyazinth war mit zwei Ordensbrüdern auf Missionsreise in Zentralpolen. Die Päpste hatten den Dominikanern die Predigtstätigkeit in Polen und Preußen zur besonderen Aufgabe gemacht. Sie kamen zur Weichsel, die sie überqueren mußten. Weit und breit fand sich keine Möglichkeit dazu. In ihrer Not und Ratlosigkeit richteten sich ihre Gedanken auf Gott und auf die Gottesmutter; St. Hyazinth hatte eine Statue „Maria mit dem Jesuskinde“ bei sich. Plötzlich nahm der Heilige — es hatte ihn scheinbar eine göttliche Eingebung ergriffen — seinen schwarzen Mantel von den Schultern, trat an das Ufer der Weichsel, breitete den Mantel auf dem Wasser des Flusses aus und stieg auf ihn. Der Mantel trug hin; und St. Hyazinth gebot seinen Begleitern, zu ihm zu kommen; der Mantel blieb auch jetzt über Wasser. Und plötzlich setzte er sich in Bewegung — man weiß nicht, wie es geschah — und brachte wie ein Kahn in schneller Fahrt die Ordensbrüder wohlbehalten an das andere Ufer der Weichsel. Sie waren überzeugt, daß Gott ihnen diese Gnade auf die Fürbitte ihrer himmlischen Mutter gewährt hatte.

#### St. Brigitta von Schweden

Sie hat zwar weder in Danzig gelebt, noch unmittelbar gewirkt. Aber sie ist als Tote durch Danzig gekommen, und ihr Einfluß auf das religiöse Leben in unserer Heimatstadt war sehr stark und nachhaltig.

St. Brigitta, die von Gott reich begnadete Mystikerin und Seherin des Nordens, war im Jahre 1373 in Rom gestorben. Im Winter 1373/74 wurden ihre Gebeine in ihre schwedische Heimat überführt. Der Zug, von Geistlichen, Ordensleuten und schwedischen Edelleuten begleitet, ging über Danzig. Der Leichnam der Heiligen wurde hier sowohl von den Danziger Bürgern als auch von dem Hochmeister Winrich v. Kniprode und den Gebietigern und Ritters des Deutschen Ordens und anderen weltlichen und geistlichen Großen der baltischen Länder, → S. 20

## Ein historisches Dokument von Papst Pius XI.

### Die Ernennungsurkunde für Bischof Dr. Splett

Pius Bischof, Diener der Diener Gottes

Unserm geliebten Sohn Carl Maria Splett, Pfarradministrator der Kathedrale von Danzig, erwählten Bischof der gleichen Diözese, Gruß und apostolischen Segen!

Das Uns trotz Unserer Armseligkeit vom Ewigen Hohenpriester übertragene apostolische Amt, kraft dessen Wir an der Spitze des christlichen Erdkreises stehen, legt Uns die Pflicht auf, auf das Gewissenhafteste dafür zu sorgen, daß allen Kirchen solche Bischöfe bestellt werden, die verstehen und imstande sind, die ihnen anvertraute Herde des Herrn zu ihrem Heil zu weiden, zu lenken und zu leiten. Da nun die Kathedrale von Danzig, die Uns und dem Apostolischen Stuhl unmittelbar untersteht, durch die Versetzung Unseres ehrwürdigen Bruders, Bischofs Eduard O'Rourke, zur bischöflichen Titularkirche von Sofene gegenwärtig ihres Hirten entbehrt, erwählten Wir nach dem Rate Unserer Brüder, der Kardinäle der Hl. Römischen Kirche, kraft apostolischer Vollmacht Dich für diese Kirche von Danzig und setzen Dich als ihren Bischof und Hirten ein. Ebenso übertragen Wir Dir die Sorge, Leitung und Verwaltung dieser Kirche in geistlichen und weltlichen Dingen in vollem Umfang mit allen Rechten und Privilegien, Lasten und Pflichten, die mit dem Oberhirtenamt verbunden sind.

Entsprechend aber dem, was in Unserm apostolischen Schreiben „Universa Christifidelium“ vom Jahre 1925, 30. Dezember, bestimmt ist, mit dem Wir die Diözese Danzig errichteten, soll es Dir erlaubt sein, die Pfarrstelle an Deiner Kathedrale zur hl. Dreifaltigkeit zu übernehmen, doch mit der Verpflichtung, dort einen geeigneten Vikar oder Administrator anzustellen, der die laufenden Seelsorgeschäfte führt.

Wir wollen aber, daß Du neben den übrigen rechtlichen Vorschriften, ehe Du die Bischofsweihe empfangst und die Diözese kanonisch übernimmst, vor einem katholischen Bischof, der in Frieden und Einigkeit mit dem Apostolischen Stuhl lebt, und den Du Dir selber wählst, das katholische Glaubensbekenntnis und die vorgeschriebenen Eide nach den rechtlich festgelegten Formeln ablegst und diese Eide mit Deiner und des betreffenden Bischofs Unterschrift und Siegel versehen, umgehend an die Hl. Konsistorialkongregation übersendest.

Zu Deiner größeren Erleichterung gestatten Wir Dir, daß Du erlaubterweise außerhalb Roms zum Bischof geweiht werden darfst und zwar von irgendeinem katholischen Bischof unter Assistenz von zwei anderen katholischen Bischöfen, vorausgesetzt, daß diese in Frieden und Eintracht mit dem Apostolischen Stuhl leben. Darum geben Wir jenem Unserm ehrwürdigen bischöflichen Mitbruder, den Du dazu erwählst, durch dieses Schreiben gleichzeitig Vollmacht und Auftrag, Dir die Bischofsweihe zu erteilen. Wir verordnen aber strengstens, daß Du, bevor Du das Glaubensbekenntnis und die vorerwähnten Eide abgelegt hast, weder die Bischofsweihe zu empfangen wagst, noch der von Dir erwählte Bischof sie Dir erteilt, bei den Strafen, die das Recht dafür bestimmt, falls Ihr diesem Unserm Befehl zuwider handelt.

Wir hoffen im übrigen und vertrauen fest, daß die Kirche von Danzig unter dem gütigen Schutze Gottes durch Deine fleißige Hirtenarbeit und Deinen segensbringenden Eifer segensreich regiert wird und von Tag zu Tag innerlich und äußerlich Fortschritte macht.

Gegeben in Castel Gandolfo, im Jahre des Herrn 1938, am 13. Juni, im 17. Jahre Unseres Pontifikats.

7 Unterschriften und Siegel.

die mit diesen in der Hansestadt zu politischen Besprechungen zusammengekommen waren, feierlichst empfangen. Da sich die Überfahrt zur See nach Schweden verzögerte, blieb St. Brigittas Leichnam noch einige Zeit in Danzig. Alles das löste eine große Hochschätzung für die Heilige aus. Ihre Schriften wurden viel gelesen; der Bischof von Pomesanien, Johannes I. Mönch (1376—1409), gab sogar einen Auszug aus ihren Werken heraus, der weite Verbreitung fand. Im Jahre 1390 stellte sich die Bruderschaft der Notare in Danzig unter den Schutz Brigittas. Langsam wurde auch die Gründung eines Brigittinnenklosters vorbereitet, wozu im Jahre 1392 einige Brigittinnen aus dem von der Heiligen in Wadstena in Schweden eingerichteten Kloster nach Danzig kamen, die in der Niederlassung der Büsserinnen am Marienbrunnen die geistliche Führung übernahmen. Auf ihre Bitten gestattete der Papst Bonifatius IX. im Januar 1394 die Klostergründung. Diese erfolgte dann am 24. Juli und am 8. August 1394 durch den Hochmeister Konrad von Jungingen und den Bischof von Leslau. Das Kloster bestand trotz vieler Stürme, die es durchmachen mußte, über 400 Jahre. Es wurde im Jahre 1817 aufgrund einer königlich preußischen Kabinettsorder vom Jahre 1810 aufgehoben. — Viel Segen war durch die hl. Brigitta auf Danzig und seine Umgebung gekommen: durch das vorbildliche Leben, durch das Beten und Sühnen und durch die soziale und karitative Tätigkeit ihrer geistlichen Töchter.

Es seien noch drei kanonisierte Heilige erwähnt, die zwar nicht in Danzig gelebt, aber mit Ost- und Westpreußen Beziehungen gehabt haben: der Missionsbischof St. Bruno von Querfurt, der etwa 10 Jahre nach dem hl. Adalbert im Kulmer und Löbauer Land anfangs mit großem Erfolg wirkte, aber im Jahre 1009 mit 18 Gefährten von den heidnischen Preußen erschlagen wurde; der hl. Andreas Bobola, ein Jesuit, der eine Zeitlang in Braunsberg tätig war und im Jahre 1657 im östlichen Polen von Kosaken grausam gemartert wurde; der hl. Stanislaus Kostka, Novize des Jesuitenordens, der aus der dem Kulmer Bistum benachbarten Diözese Plock stammte und 1568 in Rom starb, dessen Verwandtschaft aber auch in Westpreußen und Danzig, und zwar bis in die jüngste Zeit, anständig war.

\*

Wir kommen zu einer anderen Frage: Hat Danzig und das Danziger Gebiet Diener und Dienerinnen Gottes aufzuweisen, die würdig wären, heilig gesprochen zu werden, die schon als Heilige verehrt, aber nicht oder noch nicht kanonisiert worden sind?

Diese Frage ist mit einem klaren „Ja“ zu beantworten. — Hier sind zunächst die Olivaer Diener Gottes zu nennen: die 21 (?) Zisterzienser-Märtyrer vom Kloster Oliva aus dem Jahre 1224, der selige Abt Albert († 1272) und der Ehrwürdige Diener Gottes, Abt Trebnitz von Oliva († 1630). Zu ihnen gesellen sich zwei Ehrwürdige Diener Gottes, die als Selige oder Heilige bezeichnet werden dürfen, die zwar außerhalb des Bistums Danzig gestorben sind, aber dort geboren waren und längere Zeit gelebt haben: unsere große Schutzpatronin Dorothea von Montau († 1394) und der selige Nikolaus von Preußen († 1457).

#### Die Zisterzienser-Märtyrer von Oliva

In unserer Domkirche in Oliva befindet sich bekanntlich die Grabstätte der Stifterfamilie des Olivaer Zisterzienserklosters, der Samboriden, der Fürsten und Herzöge, die in Pommerellen, wenn nicht schon früher, so sicher seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, geherrscht haben. Über der Grabstätte und einem prächtigen Grabmal aus Marmor ist ein Bild. Es stellt die grausige Katastrophe des Klosters vom Jahre 1224 dar. Damals waren in dem Krieg zwischen dem Herzog Swantopolk und den Preußen diese bis in die Nähe von Danzig vorgedrungen. Sie plünderten das erst 45 Jahre bestehende Kloster und brannten es völlig nieder. Den Abt und etwa 20 Mönche nahmen sie gefangen, schleppten sie zum Hagelsberg bei Danzig und metzelten sie dort nieder. Alles das war in dem Bilde, das allerdings aus späterer Zeit stammte, und in seiner Inschrift festgehalten. Diese Männer, die damals um des Glaubens willen von den siegestrunkenen Preußen umgebracht wurden, sind

zweifelloso Märtyrer; ihr Andenken und ihre Verehrung war bis in die jüngste Zeit wachgeblieben. Leider hat sich die wissenschaftliche Forschung ihrer zu wenig angenommen. Es wäre eine Aufgabe, „des Schweißes der Edlen wert“, sich mit der genauen Erforschung der damaligen Vorgänge zu beschäftigen.

#### Der selige Albert von Oliva

Von ihm fand ich bisher nur eine kurze Notiz: Hermann Hoffmann schreibt in seinem Buch „Helden und Heilige des Ostens“ (1952, Seite 118): „Der selige Albert war Abt des . . . Zisterzienserklosters Oliva. Er bemühte sich mit Eifer und Erfolg um die Bekehrung der Preußen. Er starb um 1272 auf der Reise zum Generalkapitel seines Ordens in Willers in Brabant. Sein Gedenktag ist der 3. Dezember.“ — Er wird von den Zisterziensern als Seliger verehrt. Man müßte in den Geschichtsquellen des Ordens weitere Nachforschungen über ihn anstellen.

#### Abt Adam Trebnitz von Oliva

Er stammte wahrscheinlich aus der Umgebung von Konitz, wo sein Vater (in Görsdorf?) nicht unbedeutenden Grundbesitz sein eigen nannte. Er oblag in seiner Jugend juristischen Studien an der Krakauer Universität, um, wie es bei vielen Adligen unserer Heimat der Fall war, in königlich-polnische Dienste zu treten. Schon in seiner Studienzeit war seine tiefreligiöse Gesinnung und sein sittlich einwandfreier Lebenswandel aufgefallen. Und nach dem Abschluß seiner Studien erkannte er bald seine Berufung zum Priester- und Mönchtum. Nach theologischen Studien in Krakau begab er sich in das Hauptkloster des Zisterzienserordens nach Clairvaux in Frankreich und erhielt das Ordenskleid des hl. Bernhard. Durch gewissenhafte Erfüllung seiner Mönchspflichten wie auch durch seinen Fleiß im Studium und sein unentwegtes Streben nach christlicher Vollkommenheit wurde er zum Vorbild für seine Ordensbrüder. Als Priester in seine Heimat zurückgekehrt, arbeitete er zunächst wieder am Hofe des polnischen Königs. Im Jahre 1617 ernannte ihn dieser zum Abt von Oliva. Seinen Vorgängern war es bereits gelungen, die mehr äußeren Wunden des Klosters zu heilen, welche ihm bei dem Überfall der Danziger im Jahre 1577 geschlagen worden waren (vgl. meine Danziger Kirchengeschichte Seite 93 ff.). Das Kloster und die Kirche, die völlig niedergebrannt worden waren, wurden von 1579 bis 1581 wieder aufgebaut. Und der Abt David Konarski (1589—1616) stattete die Kirche u. a. mit dem prächtigen Dreifaltigkeitsaltar aus, ließ das kunstvoll geschnitzte Chorgestühl renovieren und wieder aufstellen und legte den Grundstock zu einer neuen Bibliothek. Dem Abt Trebnitz gelang es — vor allem durch seinen vorbildlichen Wandel und zielbewußte Anordnungen — das geistliche Leben im Kloster zu großer Höhe zu führen. Die Mönche zeichneten sich durch ernstes Streben nach christlicher Vollkommenheit, durch treue Befolgung ihrer Ordensregel, durch Vertiefung ihres theologischen Wissens und durch seelsorgliche und karitative Betätigung aus. Der heiligmäßige Abt hatte auch manches Kreuz zu tragen; besonders schwer lastete es auf ihm, als im 60-jährigen polnisch-schwedischen Krieg der schwedische Heerführer Karlsson Gylenhelm das Kloster mit der Kirche brandschatzte. Den weltlichen Verpflichtungen, die dem Abt als Mitglied des hohen Klerus in Polen zufielen, entzog er sich nicht. Doch spornete all das irdische Leid, das er dabei sah und erlebte, ihn noch mehr dazu an, die Verbindung mit Gott zu suchen und zu pflegen. Er starb im Jahre 1630, tief betrauert und sofort als Heiliger verehrt. Als man 37 Jahre nach seinem Tode (1667) seinen in der Klosterkirche beigesetzten Sarg öffnete, fand man seine Leiche unverseht. Dasselbe war auch in den Jahren 1684 und 1920 der Fall. — Eine ältere kurze Lebensbeschreibung dieses Ehrwürdigen Dieners Gottes befand sich bis zum Jahre 1945 in der Danziger Stadtbibliothek; wir dürfen hoffen, daß sie auch jetzt noch vorhanden ist. Auch sonst fände sich in den Geschichtsquellen aus seiner Zeit (in Fontes Towarzystwo Naukowego u. a.) brauchbares Material für eine moderne Biographie des Abtes Trebnitz, für die wir Danziger sicher dankbar wären.

Von den beiden Ehrwürdigen Dienern Gottes, welche das Danziger Gebiet selbst hervorgebracht hat, berichte ich hier nur über den seligen Nikolaus von Preußen, während unserer

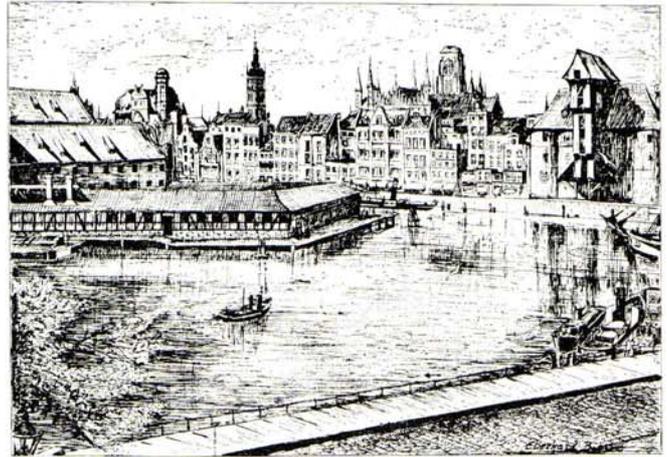
großen Schutzfrau Dorothea ein besonderer Aufsatz in dieser Festnummer des Heimatbriefes gewidmet ist.

### Der selige Nikolaus von Preußen

Über diesen liebenswerten Diener Gottes habe ich in unserem Heimatbrief vom 15. September 1959 bereits eine kurze Lebensbeschreibung gegeben. Ich beschränke mich deswegen hier nur auf einige ihn besonders charakterisierende Angaben.

Wenn die Herkunft des seligen Nikolaus auch nicht ganz sicher festzustellen ist, so ist es doch als höchstwahrscheinlich anzunehmen, daß er aus Danzig, und zwar aus der reichen, hochgeachteten Kaufmannsfamilie Giese stammte. Er war 1378 oder Anfang 1379 geboren. Über seine Jugendzeit weiß sein Biograph, der mehrere Jahre hindurch sein Ordensoberer war, folgendes zu berichten:

Seine Eltern seien sehr gute und fromme Christen gewesen. Er sei recht begabt gewesen, habe die Schulen seiner Heimatstadt besucht und sich ein gründliches, besonders theologisches Wissen angeeignet. Erst recht sei er in seiner späteren Lebenszeit wegen seiner theologischen und asketischen Kenntnisse geschätzt gewesen. Nebenbei bemerkt der Biograph, er sei groß von Statur gewesen. Als Dreißigjähriger entschloß sich Nikolaus — von der Gnade Gottes erleuchtet, schreibt sein Biograph —, seine Eltern und Heimat zu verlassen, um sich nach Rom zu begeben und sich ganz Gott zu weihen. Kurz vor der italienischen Grenze erschien ihm visionär eine ehrwürdige Matrone — die Mutter Gottes oder die Mutter Dorothea, wie er meinte — und mahnte ihn, seinen Weg zu ändern, um nicht „unter die Räuber zu fallen“. Als er nach Pisa kam, fiel er in gewissem Sinne tatsächlich unter die Räuber. Dort tagte eine Kirchensynode (1409), die nicht vom Papst einberufen war, sondern sich auf eigene Faust mit der Not der Zeit, der Abendländischen Kirchenspaltung, befaßte und unglücklicherweise zu den bereits zwei vorhandenen Päpsten einen dritten wählte. Da Nikolaus feststellen mußte, daß der Lebenswandel mancher dort anwesenden geistlichen Würdenträger und Gelehrten gar nicht vorbildlich war, entschloß er sich, der Welt zu entsagen und Mönch zu werden. Er trat in das Benediktinerkloster St. Justina in Padua ein und zeichnete sich bald durch seinen Eifer im Vollkommenheitsstreben, durch seine Demut, seinen Gehorsam und treueste Befolgung der Mönchsregel sowie durch seinen Fleiß im Studium aus, so daß er bald zum Priester geweiht wurde. Im Jahre 1422 wies ihn das Generalkapitel der italienischen Benediktiner dem Kloster Boschetto in der Provinz Ligurien zu, wo er bis zu seinem Tode blieb. Im Jahre 1427 wurde er zum Prior des Klosters gewählt und bekleidete dieses Amt 14 Jahre hindurch; danach blieb er bis zu seinem Tode Dekan, Stellvertreter des Prior. Erst recht hebt sein Biograph für diese Zeit seinen vorbildlichen Lebenswandel, seine Weisheit, Güte und Festigkeit und seinen Fleiß in der Seelsorge und im Studium hervor. Vor allem aber beeindruckte Nikolaus seine Mitbrüder durch viele mystische Gnaden, die ihm zuteil wurden, über die er stets schwieg, die aber nicht verborgen blieben. Erst als sein Prior und späterer Biograph in seiner letzten Krankheit in ihn drang, darüber zu berichten, teilte er ihm manches mit; er schloß mit den Sätzen: „Ich sterbe langsam dahin und kann nicht mehr viel sagen. Verschont mich! Nur das Eine sollt ihr wissen: Der Herr ist mir unzählige Male in meiner Zelle erschienen.“ Dann schwieg er lange, um schließlich noch einmal zu sprechen, sein letztes Wort: „Ich habe nie nach irdischem Wohlergehen gestrebt.“ — Er starb am 23. Februar 1456, 77 Jahre alt. Man betrauerte ihn herzlich. Aber sowohl seine Mitbrüder als auch die Menschen, die er seelsorglich betreut hatte, waren überzeugt, daß ein Heiliger von ihnen gegangen sei. Man rief ihn im Kloster und in der weiteren Umgebung bald um seine Fürsprache an; es traten auch eigenartige Gebetserhörungen, besonders Krankenheilungen, ein, von denen sein Biograph einige in seine Lebensbeschreibung aufgenommen hat — nur wenige von den vielen, die allein ihm bekannt geworden seien, so schreibt er. — Der Benediktinerorden verehrt den seligen Nikolaus als Heiligen; sein Festtag ist der 23. Februar, sein Todestag. Es wäre recht, wenn wir Danziger dieses unseres Landmannes mehr gedächten.



Blick von der Speicherinsel

Das sind unsere Danziger großen religiösen Persönlichkeiten.

Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß unsere weitere Heimat — West- und Ostpreußen — noch viele andere heiligmäßige Männer und Frauen hervorgebracht und gehabt hat. Darüber unterrichtete bereits ein Aufsatz in unserm Heimatbrief vom 15. Oktober 1961. Sie seien hier noch einmal aufgeführt:

### Selige, die verehrt werden

Der selige Christian von Preußen, erster Bischof von Preußen, Zisterzienser, † 1245; die selige Jutta von Sangerhausen, aus thüringischem Adel, Witwe, Einsiedlerin bei Kulmsee, † 1264; der selige Johannes Lobedau, Franziskaner in Thorn und Kulm, Missionsprediger, † 1266; der selige Simon von Thorn, Franziskaner in Thorn und Kulm, † 1363; der selige Konrad von Preußen, aus preußischem Adel, Dominikaner, Reformator der Dominikanerklöster, † 1426; der selige Martin Laterna, Jesuit, Prediger, von Seeräubern gemartert und in der Ostsee ertränkt, † 1598; der selige Bernhard von Briesen, Jesuit, dann Benediktiner, † 1603.

### Ehrwürdige Diener und Dienerinnen Gottes

Bischof Hermann von Samland, † 1283; Johannes von Preußen, Franziskaner, Märtyrer, † 1526; Barbara Prothmann, Ermländerin, Ordensgründerin der Katharinerinnen, † 1613; Kardinal Stanislaus Hosius, Bischof von Ermland, † 1579 in Rom; Peter Sosnowicz, Propst im Kloster Zuckau, † 1660; Katharina von Kostka, Priorin im Kloster Zuckau, † 1685; Magdalena von Mortangen und Marianna von Hutten-Czapska, Priorinnen im Benediktinerinnenkloster in Kulm, im 17. Jahrhundert; Andreas, genannt von Osnowo, Wirtschafter auf einem Gut des Klosters Kulm, später Klausner, † 1710; Josef Engling, Ermländer, im Alter von 20 Jahren im Ersten Weltkrieg 1918 gefallen; Konstantin Dominik, Weihbischof und Domdekan von Kulm in Pelplin, † 1944.

\*

Ob das nun alle sind? Ob nicht mehr begnadete Menschen in unserer Heimat gelebt haben, denen mit Recht der Ehrentitel eines Heiligen oder Seligen zuerkannt werden dürfte? Das weiß Gott allein. Bei meinen Danziger kirchengeschichtlichen Studien sind mir noch viele Persönlichkeiten begegnet, denen ich wegen ihrer sittlich-religiösen Haltung und ihres Strebens nach christlicher Vollendung größte Hochachtung zollen mußte. Das Totenbuch des Brigittinenklosters, das seit Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Aufhebung des Klosters im 19. Jahrhundert geführt wurde, hebt bei manchen Äbtissinnen und Nonnen sowie bei einigen Mönchen ihre Frömmigkeit und Leidensfreude, ihren Eifer und ihre Verbundenheit mit Gott hervor. Es ist ferner erbaulich, in der „Danziger Jesuitenchronik“, welche über die Tätigkeit dieser Ordensleute in Danzig in der Zeit von 1585 bis 1648 berichtet, zu lesen, mit welchem Eifer dort heiligmäßige Männer wirkten, was sie zur Stärkung der katholischen Kirche und des kirchlichen Lebens geleistet ha-

ben, wie selbstlos sie in Zeiten ansteckender Krankheiten in der Sorge um Kranke ihr Leben geopfert haben. Und noch an etwas sei erinnert: In unserer Heimat, in Zoppot, haben die jetzt dort lebenden Polen eine Straße als „Ulica ksiezy meczennikow Gdanskich“ (Straße der Danziger Märtyrerpriester) bezeichnet. Der Name soll die Erinnerung an jene elf Danziger Priester festhalten, die das nationalsozialistische Regime im 2. Weltkrieg umgebracht hat. Sieben von ihnen waren polnischer, vier deutscher Nationalität; fünf wurden am Karfreitag, dem 22. März 1940, in offen gezeigtem Haß gegen Christus in Stutthof erschossen. Gewiß waren sie Opfer ihrer politischen Überzeugung, aber ebenso Opfer ihres christlichen Glaubens!

Es ist, so scheint es mir, ein schönes Bild, das sich hier vor unseren Augen entrollt hat: Danzig — Stadt, Land und Bistum — ein heiliges, gottgeweihtes Danzig! Neben dem Preußen (Altpreußen) und Danzig, deren Name wegen der Tüchtigkeit, des Pflichtbewußtseins, der Treue, Zuverlässigkeit und Schlichtheit seiner Bewohner stets einen guten Klang hatte, gab es auch ein „heiliges, gottgeweihtes Preußen (Altpreußen) und Danzig!“ Religiöse Menschen werden sich darüber freuen

und sich um so mehr Gott verbunden und verpflichtet wissen. Ist Er es doch, dem unsere Heimat diese großen religiösen Männer und Frauen verdankt!

\*

Ein Wort zum Schluß: Es berührt mich manchmal tief, wenn ich sehe, mit welchem Eifer Katholiken vieler deutscher Bistümer und Stämme ihre Heiligen herausstellen und wie wenig in dieser Beziehung in unserer Heimat getan wurde. Die Eigenmessen und Eigenteile des priesterlichen Breviersgebetes aller deutschen Diözesen weisen mehrere, oft viele Stammesheilige auf. Wir hatten in unserm Danziger Bistum nur **einen** Heiligen: St. Adalbert! Immer wieder erscheinen wissenschaftliche Untersuchungen über Stammesheilige der deutschen Diözesen, werden schöne, vielfach stattliche wissenschaftliche oder erbauliche Bücher über sie veröffentlicht. Und wir Danziger und Altpreußen? — Ich lege es unserer Danziger katholischen Jugend, besonders dem wissenschaftlichen Nachwuchs, als heiliges Vermächtnis ans Herz: Nehmt Euch unserer großen religiösen Persönlichkeiten an! Ihr schuldet das unserer Heimat und Gott, der sie uns geschenkt hat!

## Priestertragik in Danzig-Westpreußen

Seelsorge in der Gewissensentscheidung nationaler Spannungen

Es darf im Leben des Christen und erst recht im Leben des katholischen Priesters eigentlich nicht von Tragik gesprochen werden; denn Tragik im antiken Vollsinn des Wortes bedeutet ein hoffnungsloses Zerbrechen und einen sinnlosen Untergang des Menschen angesichts eines unverständlichen, blinden und feindlichen Schicksals. Der Christ aber kämpft, leidet und stirbt immer im Angesichte und in der Kraft des himmlischen Vaters, und der Priester ist auch dann ein sinnvoll Opfernder, wenn er selbst es ist, der sich hingibt oder geopfert wird. Auch Christi, des Herrn, Leben, Ringen und bitteres Sterben darf man nicht tragisch im Sinne des heidnischen Dramas nennen; denn auch angesichts seines — menschlich gesehenen — furchtbaren Fehlschlags gegenüber den Menschen und in seiner psychischen und sonstigen Agonie auf dem Öl- und Kalvarienberg rang er sich doch immer wieder zu der erbeteten, durchaus nicht tragischen Einstellung durch: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Er beendete sein inneres Ringen mit dem alles lösenden Psalmenwort: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Die Hoffnungslosigkeit antiker Tragik entschwand in der Hingabe an den Willen des unendlich gütigen Vaters. Das Dunkel menschlicher Verlassenheit wurde hineingegeben in das Licht göttlichen Heilsratschlusses.

### Situationsbedingte Tragik

Wohl aber kann man im Christentum von einer Tragik in einem weiteren Sinne sprechen, wenn man nämlich als christgläubiger Mensch, als Priester, als Hirte eines größeren Kirchensprengels hineingestellt wird in Situationen, aus denen es nach menschlicher Einsicht keinen Ausweg gibt, gerade wenn man gut bleiben und edel handeln will. Situationen, in denen man sich zu entscheiden hat und dabei genau weiß: was immer man auch wähle, es wird immer unglücklich ausgehen! Je besser man sein will, desto größeres Unheil folgt aus dieser Wahl des Guten, und je mehr aus seinem christlichen Herzen und Gewissen man die Entscheidung fällt, desto sicherer erfolgt das, was man eigentlich nicht wollte, aber doch zulassen mußte. Es ist eine Tragik dabei, wenn man handelnd sich dessen bewußt ist, daß das beste Wissen und Wollen mißverstanden wird und mißverstanden gedeutet werden muß, und wenn man, nach seinem Gewissen handelnd, doch so verfahren muß, daß andere in ihrem Gewissen irrig werden können und müssen. Tragik entsteht ja nicht dann, wenn man sich, obwohl man das Böse tun könnte, unter Opfern für das Gute entscheidet, sondern vor allen immer dann, wenn z w e i Hochwerte zur Auswahl stehen und wenn man, den einen erwählend, den anderen trotz seines Wertes als Widerpart erkennen muß, oder wenn man, sich für den zweiten entscheidend, eben dadurch in Schuld gegenüber dem ersten gerät. Man kann in einem solchen Verständnis sogar

auch von einer „Tragik Gottes“ sprechen, der ja als Schöpfer um des Wertes der Freiheit willen den Menschen mit einem freien Willen schafft und damit die Möglichkeit der Sünde und Hölle annehmen muß. Auch von Christus dem Herrn könnte man dann als von einer „tragischen Persönlichkeit“ sprechen; denn „er kam zu den Seinen und die Seinen nahmen ihn nicht auf“, und diejenigen, die ihn verwarfen, taten das nicht etwa aus einer bodenlosen Boshaftigkeit und Verworfenheit heraus, sondern sie nahmen ihn nicht an von ihren von frommen Vätern und Ahnen ererbten Überdeutungen her, von denen sie — auch sie tragischerweise! — nicht erkennen konnten, daß diese gerade in Christus ihre allerreichste Erfüllung fanden. Es war ja gerade die ganze eigentliche Existenz Christi mit seiner vollkommenen Liebe zum himmlischen Vater und den irdischen Brüdern, die ihn den Vertretern der Gesetzesreligion und den nach Brot- und Weinvermehrung süchtigen Volksscharen mißliebig machte und sie ihr anfängliches „Hosanna“ in den Ruf „Weg mit ihm! Kreuzige ihn!“ verwandeln ließ. Gerade weil er gut war, mußte er — wir sprechen natürlich nur als Menschen, die keinen Einblick in Gottes letzte Urteile haben! — sein Werk an den Menschen als vergeblich erkennen, und doch konnte er nicht anders handeln, als eben gut zu sein denjenigen gegenüber, die wohl seine Zeichen und Wunder bestaunten und an sich geschehen ließen, die aber seine Rede als „hart“ empfanden, wenn diese von ihnen eine Umkehr und ein Umdenken forderte. In diese „Tragik“ Gottes und des Gottmenschen ist oft auch ein Christ oder Priester hineingestellt, der nicht etwa durch eigene menschliche Sünde, Schwäche und Schuld in Konflikte gerät, sondern gerade weil er gut und gerecht und hilfreich sein wollte und gerade dabei schmerzlich erfahren muß, daß das, was für den einen gut ist, für den anderen umso mehr als Übel auftritt und daß das, was einem als Wert erscheint, von den anderen als Widerwert abgelehnt werden muß. Und dies alles nicht, weil der eine oder die anderen schlecht oder schwach seien, sondern weil der Mensch sich gerade in den lebenswichtigsten Angelegenheiten ins Dunkle hin entscheiden muß und nur aus seinem Glauben heraus die Hoffnung hegen darf, daß sich das irdisch Dunkle doch dereinst, aber erst in jenseitiger Vollendung, ins göttlich Helle wandelt.

In unserer Grenzland-Heimat waren die christgläubigen Menschen und die ihre Entscheidungen im Lichte des Evangeliums fallenden Priester nur allzu oft in die Lage versetzt, sich auf die oben umrissene Art entscheiden zu müssen. Ihre Situation kann man deswegen als „tragisch“ bezeichnen, weil sie vor diese **Doppelwahl** im Guten gestellt waren. Und ihre menschliche Tragik wird noch dadurch größer, daß ihr Scheitern und Sterben angesichts dieser Situation weder

in ein kirchliches Martyrologium hineingehört, da sie ja nicht nur für Christus und den Glauben starben, und daß ihr Name auch auf keinem patriotischen Heldendenkmal verzeichnet werden kann, da sie ja nicht den Tod für Volk und Vaterland erlitten, sondern aus dem Glauben heraus und manchmal sogar als Versager und Abtrünnige erscheinen können. Nicht einmal den Namen eines Helden in ethischem Sinne kann man ihnen gönnen, denn sie standen mit ihrem Leben und Dasein nicht für unwandelbare Tugendgrundsätze, ein, sondern sie wurden hineingestellt in eine Wirklichkeit, an deren unlösbaren Gegensätzen sie sich aufrieben, und das nicht aus sittlichem Unvermögen, sondern gerade, weil sie in gewissenhaftem Ethos dieser Wirklichkeit begegnen wollten und in ihr notwendig einer Scylla verfielen, wenn sie die Charybdis ausschalten wollten. Nicht Gut oder Böse stand ihnen zur Wahl, sondern zwei positive Werte waren vor sie zur Entscheidung gestellt, und jede Wahl, gleichviel wie sie erfolgte, wurde mit dem physischen, moralischen Untergang der betreffenden Persönlichkeit tragisch geahndet.

#### Nationale Rechte und religiöses Erbgut

In unserer westpreußischen Heimat wohnten seit alters her Polen, Kaschuben und Deutsche, Protestanten, Katholiken und Mennoniten gemischt und zugleich gemeinsam. Dieses Zusammen ging zumeist bis tief hinein in die Familien, in die Freund- und Nachbarschaften, ohne daß die ursprünglichen Gegensätze je dadurch aufgehoben, ja nicht selten so, daß sie gerade durch das Ineinander- und Miteinandersein noch verschärft wurden. Jede dieser Gruppen war und fühlte sich im Gewissen angerufen zur Wahrung und Vertretung heiliger Rechte und eines bis tief ins Religiöse reichenden Erbes. Ging es doch um Glauben und Sprache, ging es doch um die Bewahrung stammlicher Eigenart und von den Altvätern ererbte Sitte, ging es doch um Rechte des Gewissens und um Anrechte auf den Boden des Landes und die Früchte unsäglich mühevoller Arbeit seit Generationen! Und jede dieser Gruppen war auch bereit, diese heiligen Rechte in Kampf und Opfer zu verteidigen bis zum Letzten und Höchsten! Wer nun als katholischer Priester und Seelsorger hineingestellt wurde in dieses Ringen und Einstehen, der hatte als von Gott berufener Mittler zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Erde und Himmel zunächst einmal seine Abkunft, seine Sprache, sein Volksbewußtsein durchaus hintenanzustellen, um dem Reiche Gottes und seiner Freude, seinem Frieden und seiner Gerechtigkeit und dem Heil der unsterblichen Seelen zu dienen. Es gab wohl niemanden, der nicht grundsätzlich dieses Opfer im Dienste Gottes und der Mitmenschen gern und ganz gebracht hätte! Wenn es nur um Gottes Reich gegangen wäre, so hätte wohl ein jeder — menschliche Unzulänglichkeit immer eingerechnet! — freudig seine jugendliche Begeisterung, seine priesterliche Arbeit, sein ganzes christliches Leben diesem Ziele geopfert, auf daß Gottes Wille geschehe und daß man den Nächsten lieben müsse, wie nur je sich selbst.

Aber das Gottesreich ist nicht etwas, was nur in einem leeren und idealen Raume besteht, sondern es lebt unter den Menschen und soll zum Heile gerade von Menschen verwirklicht werden. Es wird von Menschen für Menschen gepredigt, es wird unter Menschen verbreitet durch Menschen, es muß mit Menschen und allen Menschlichkeiten rechnen. Und zum Menschen gehört nun einmal auch sein Volkstum, gehört unabdingbar seine Sprache, gehört eine für jede Nation und Zeitepoche typische Kultur, gehört seine ganze Existenz. Daher wird das Gottes- und Himmelreich immer in einer ganz besonderen Sprache verkündet; es knüpft an eine ganz spezielle Geschichte an; es ist eng verbunden mit volklichen Sitten und Gesinnungen, mit nationalen und kulturellen Eigentümlichkeiten, Forderungen und Rechten. Wer darum als Priester in polnischer Sprache predigte oder sonst unter polnisch sprechenden Pfarrkindern tätig war, der diente nie nur der „Basileia Theou“, sondern auch jener Nationalität oder Nation, in deren Sprache und aus deren Psyche heraus er das Evangelium kündete. Und wer deutsch lehrte, katechesierte und betete, der erfüllte damit ebenso auch nationale deutsche Forderungen, ob er wollte oder nicht; denn wie das Christentum seine Bekenner verpflichtet, den Juden zu Juden, den Hellenen und Lateinern gegenüber zu Griechen und Römern

zu werden, so entwickelten und entwickeln die uns bekannten europäischen und sonstigen Völker ihre Eigenart immer am besten im Schatten der Kirche und mit ihrem Segen. Wer aber dann als Priester zugleich notwendigerweise auch den Volkstümmern seiner Pfarrkinder diente, der bejahte eben damit auch eine lange Geschichte, eine große Kultur in Vergangenheit und Gegenwart. Der sagte damit auch „Ja!“ zu vergangenen und gegenwärtigen Entscheidungen politischer, nationaler, ökonomischer Art! Der half sowohl der einen oder schadete auch der anderen Nation und ließ notwendigerweise entweder den einen oder den anderen Stamm stärker und lebendiger werden! Der griff ein in die Auseinandersetzung der Volkstämme und entschied mit, wie die „res gestae“ seiner Heimat und auch der Kirche dort sich gestalten sollten! Der machte sich aber auch mitschuldig — trotz seines besten seelsorglichen Willens! — an dem einen oder anderen Nationalismus! Der übernahm all das, was mit Preußen- und Deutschtum oder Polonismus verbunden war und ist, und das ist und war durchaus nicht immer nur groß und edel, sondern enthielt und enthält in sich eben auch nur allzu viel Menschlich-Allzumenschliches. Wer von Liebe und Vorsehung Gottes predigte, der mußte sich klarmachen, daß seine Worte je nach den Zuhörern eine entgegengesetzte Bedeutung haben mußten. Wer zur Geduld aufrief oder zur Toleranz, der war sich ganz klar darüber, daß auch diese Worte je nach der Situation verschieden gedeutet werden mußten. Wer ermahnte, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sei, war sich dessen bewußt, daß das Wort „Kaiser“ nicht bloß auf den römischen Cäsar bezogen wurde. Wer aber schwieg, der entzog sich damit durchaus nicht der Arbeit für oder gegen die in seiner Gemeinde wirkenden Gewalten, und wer nichts tat, dem sagte es jede Zeitung oder jeder Nachbar, daß auch sein Nichtstun durchaus ein Bekenntnis oder eine Tat für oder wider etwas war, was sich außerhalb seines Stummseins und seines „Ohne mich!“ mit harter geschichtlicher Logik und nach den unbarmherzigen, keine Ausnahme anerkennenden Gesetzen des Lebens vollzog. Man konnte sich einer Stellungnahme nie und durch nichts entziehen, und was man tat oder unterließ, das wirkte sich so oder so für den einen schädlich, für den anderen nützlich aus. Sogar die lateinisch zelebrierte Messe oder der lateinische Chorgesang waren den Polen gegenüber Bekenntnisse in der einen oder anderen Richtung, denn der polnische Gottesdienst berücksichtigt seit eh und je sehr betont die Muttersprache.

#### Konkrete Beispiele

Man überdenke bloß konkrete Beispiele: der aus Schlesien stammende Bischof Anastasius Sedlag rief, um der Priesternot in der Diözese Kulm zu steuern, Theologen aus Schlesien, Deutschböhmen und der Grafschaft Glatz nach Westpreußen. Was konnte er anders tun, um den durch die napoleonischen Kriege sehr gelichteten Klerus seines Bistums zu ergänzen? Aber die meisten dieser Kleriker waren Deutsche, und daher empfanden die polnischen Diözesanen deren Ankunft als Überfremdung des Bistums! Und wie sollten sie es anders auffassen, da sie doch nicht Deutsche waren und in Abwehr gegen das damals immer kräftiger werdende Deutschtum standen? Oder sollte überhaupt nichts geschehen? — Oder: der aus dem Posenschen stammende Bischof Stanislaus Okoniewski wurde von den damaligen polnischen Behörden als „polnischer Bischof“ mit militärischem Gepränge empfangen, mit Fanfaren einer Kavalleriemusikkapelle und mit einer glänzenden Parade von ausgewählten Truppen, und noch kurz vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges fand unter seiner Leitung eine eucharistische Prozession im Hafen von Gdingen statt, wobei das Allerheiligste auf einem polnischen Panzerkreuzer umhergeführt wurde. War das schlecht? Durften sich nicht auch die Soldaten freuen, daß es in Pelplin einen Bischof ihres Volkstums gab, und hatte Christus nicht auch auf Schiffen, und seien es auch Kriegsschiffe, einen gebührenden Ehrenplatz zu erhalten Und doch andererseits: wie sollte der deutsche Katholik darauf schauen, er sei innerhalb oder in der Nachbarschaft der Diözese wohnhaft gewesen? War ihm dadurch das Beten nicht sehr schwer gemacht und manche Saite in seiner christlichen Existenz nur allzu schmerzlich angerührt? — Und wiederum: Bischof v. d. Marwitz war blutmäßig, sprachlich, kulturell mit allen Volks-



St. Katharinen mit alter Mühle

tümen seiner westpreußischen Heimat und seiner Diözesanen engstens verbunden, aber als preußischer Bischof — und vorausschauender Weiser! — ermahnte er seine polnischen Bistumsangehörigen, nicht am polnischen Aufstand des Jahres 1863 teilzunehmen, mußte dann andererseits aber als Oberhirte aller Katholiken seines Sprengels auch auftreten gegen gewisse antipolnische Maßnahmen der damaligen königlich-preußischen Regierung . . . Sein Dank dafür war, daß ihn die polnischen Patrioten als „borussophil“ und die deutsch-national eingestellten Kreise als „polonophil“ bezeichneten, wobei es jedem klar sein mußte, daß der Bischof weder im ersten noch im zweiten Falle hätte schweigen dürfen. Ähnlich erging es Bischof Augustinus Rosentreter sowohl zu deutscher als auch zu polnischer Zeit. Und nicht anders geschah es mit Kleineren, als die eben genannten Kirchenfürsten es waren. Nie ging es um bloßen Religionsunterricht, sondern immer um deutsche oder polnische Unterweisung in der Religion; nie ging es um das Recht der Arbeiter oder Vereine, sondern immer um deutsche oder polnische Berechtigungen innerhalb der Kirche und Gesellschaft; es galt nicht nur einfach, eine „christliche“ Politik zu führen, sondern es mußte dabei sofort auch Stellung bezogen werden in der Liebe und in der Verpflichtung zu dem einen oder dem anderen Vaterland. Wer sich da zurückgezogen hätte oder etwa geflohen wäre aus diesen Auseinandersetzungen oder sogar aus der Heimat selbst, der hätte sich sofort auch der direkten Parteinahme schuldig gemacht; denn er trug durch seine Zurückhaltung oder Flucht ganz erheblich bei zum Siege der einen und zur Niederlage der anderen Partei, wobei doch noch ganz und garnicht entschieden war über die Rechte derer, die siegten, und über das Unrecht derer, die im Laufe der Zeit immer mehr und mehr ins Hintertreffen gegenüber den Stärkeren gerielen.

Und wenn nun dabei noch alles wenigstens mit Recht und Wahrheit zugegangen wäre! Aber Vernunft und ethischer Willen sind durchaus nicht die Hauptfaktoren im politischen und nationalen und sogar im weltanschaulichen Kampfe, und doch hatte man sich zu entscheiden! Und wenn man nicht Stellung bezog, so war auch das ein Entscheid, — nämlich ganz und gar zu gunsten der Gegenseite! Und wer vermochte im Einzelfalle zu entscheiden, wo das ewige Recht und wo das

gänzliche Unrecht war? War z. B. die preußische Ostpolitik in ihren letzten Hintergründen eine Angriffs- oder war sie eine bloß verzweifelte Abwehrpolitik? Waren die vollen slavischen Wiegen und die Bereitschaft der polnischen Bevölkerung zum Arbeiten, Hungern und Sparen ihr Recht oder ein Unrecht gegenüber der Krone und den deutschen Mitbewohnern? War nicht jede Mahnung zum Frieden dem gegenüber bereits eine politische Stellungnahme? War nicht jede Ehe- und Familienpredigt in christlichem Sinne zugleich auch eine höchst politische Tat?

Ganz schlimm wurde die Sachlage dann im zweiten Weltkriege, wenn es auch schon im ersten nicht leicht gewesen war, sich eine „christliche Neutralität“ zu bewahren! Die ganze Diözese unter Kriegs- und Besatzungsrecht, die meisten Kirchen geschlossen und zum Teil zerstört, viele Seelsorger, nicht nur polnischer Nationalität verhaftet oder sogar getöt, auch unzählige deutsche Katholiken der Diözese ohne entsprechende seelsorgliche Betreuung, der Diözesanbischof und der Metropolit im Ausland! Es galt da, schnelle und oft tief ins Leben des Bistums einschneidende Entscheidungen zu treffen, um noch einen Rest von Seelsorge zu retten und wenigstens hier oder da die Auswüchse des Antichristentums zu bannen . . . Wenn schon in „normalen“, in sog. Friedenszeiten es nicht bequem und eindeutig war, hier Seelsorge zu treiben und den Menschen wahrhaft Gutes zu tun, dann umso mehr in Zeiten eines Kampfes zwischen Gegnern, die sich bis aufs Blut, auf Leben und Sterben befledeten. Das Einfachste wäre ja natürlich die Flucht gewesen, die Ablehnung der Übernahme von Verantwortung, der Verzicht darauf, zu helfen, um beim Helfen nicht befleckte Finger zu bekommen. Und man hätte sich bei einem solchen Zurückhalten durchaus auch auf das Beispiel des Priesters und Leviten aus dem Lukasevangelium berufen dürfen, die den Mann, der da von Jerusalem nach Jericho ging und unter die Räuber gefallen war, in seinem Blute liegen sahen und vorbeigingen.

#### Zwischen den Fronten

Es kam im Herbst 1939 vor, daß ein deutschstämmiger Kaplan erschossen wurde, weil er in einer rein polnischen Pfarrei tätig war, dort beispielsweise einen Jugendverein geleitet und sich — nach Ansicht seiner Richter oder Scharfrichter! — des polnischen Nationalismus schuldig gemacht hatte. Im Jahre 1945 wurde ein Pfarrer von unzweifelhaft polnischer Nationalität, den seine — überwiegend deutschen — Pfarrkinder einst aus dem deutschen Gefängnis und Lager geholt hatten, von den Russen nach dem Osten verschleppt und ist dort umgekommen, weil man ihm eben Verrat am Polentum vorwarf. Solcher Fälle gab es unzählige. Wie sollte in solchen und ähnlichen Fällen gehandelt werden? Das Einfachste wäre — wie schon gesagt — die Flucht gewesen, aber nicht immer ist das Einfachste auch das, was von uns eigentlich gefordert wird, und im Falle einer Flucht wären zehntausende von Seelen ohne letzten Trost gewesen und viele Gemeinden ohne Gottesdienst geblieben. Wer es je mitgemacht hat, mit welchen Tränen der Sehnsucht ein Priester am Sterbebett oder in einer wochenlang verlassenen Kirche



Die Wahrzeichen von Danzig

begrüßt wurde, der weiß es fürs ganze Leben gewiß, daß Flucht vor der Tat oder Flucht vor der Verantwortlichkeit oder Flucht in die eigene Untadelhaftigkeit doch nicht das Höchste ist. Und diese Behauptung bleibt auch dann wahr, wenn man weiß, daß manchem geistlichen Nachbarn, der in Notzeit helfend eingriff, nach dem Kriege der Prozeß wegen „nationaler Anmaßung“ geistlicher Befugnisse gemacht wurde!

Deutsche mußten sterben, weil sie für Polen eingetreten waren. Polen wurden verschleppt und getötet, weil sie sich für Deutsche eingesetzt hatten. Hirten und Herden wurden heimgesucht, nicht weil sie bewußt Böses, sondern weil sie Gutes getan oder zu tun versucht hatten, — und Gott schwieg! Nur einen Trost gibt es bei dieser Tragik doch: wer wirklich „dabei gewesen“, erhebt kein Wort der Anklage gegen niemanden, sondern ist Gott dankbar für das Erlebnis einer Zeit, wo ein Christ und Priester eigentlich nichts anderes zu tun hatte — aber vielleicht war gerade das sehr viel! — als gut zu sein, dem anderen nach Möglichkeit zu helfen, ihn zu trösten, ihm beizustehen in seiner allerletzten Not und Vertrauen zu schenken und mit Vertrauen zu begegnen. Es gab polnische Widerstandskämpfer, die aus ihrem Waldversteck voll Vertrauen auch zum deutschen oder „eingedeutschen“ Pfarrer kamen, um bei ihm die Sakramente zu empfangen. Es gab auch polnische Seelsorger, die in Internierungslager für Reichs- und Volksdeutsche gingen, um hier ebenfalls die Sakramente zu spenden und nach schwachen Möglichkeiten doch noch zu helfen. Welches Heidenepos könnte so viel tragische Erlebnisse künden, wie sie bei solchen Gelegenheiten durchgestanden wurden?!

Die Geschichte geht ihren Weg weiter, und was in unserer Heimat einst Gegenwart war, ist nun Vergangenheit geworden, aber auch was dort Vergangenheit geworden ist, kann

immer wieder anderswo tragisch erlebte Gegenwart werden, Im Kampfe farbiger Völker gegen europäischen Kolonialismus, aber auch in der Selbstbehauptung weißer Siedler gegen die neu aufkommenden farbigen Nationalismen, in kommunistisch regierten Ländern und in der praktischen Ausgestaltung des Verhältnisses der Kirche zum Kommunismus als solchem werden jederzeit noch neue Entscheidungen getroffen werden müssen, nicht nur von einzelnen Christen und Priestern, sondern auch von Bischöfen und noch höheren kirchlichen Instanzen. Ja, im Herzen Europas selbst wird man da immer wieder sich entscheiden müssen, und niemand kann vorher wissen, wie morgen über seine heutigen Entscheidungen geurteilt werden wird und welche Folgen sie haben werden, auch wenn man aus christlicher Liebe und vor Gott verantwortlichem Gewissen heraus entscheidet. Denn es gehört zum Wesen des Menschen, daß er die wesentlichen Entscheidungen ins Dunkel hinein trifft, das ihm erst ganz am Ende das Licht Gottes erhellt.

Möge der, der es nicht erlebt hat, beten, daß Gott ihn nicht in Versuchung führe! Möge, wer bereits geurteilt hat, nie vergessen, daß bei seinen Grundentscheidungen kein anderer für den Menschen eintritt, sondern daß dabei ein jeder auf sich allein gestellt ist! Möge, wer es nicht verstehen kann, wenigstens Achtung haben vor der Tragik, die darin liegt, daß auch der beste Mensch sich nicht bloß zu entscheiden hat zwischen Gut und Böse, sondern auch daß er oft die quälende Wahl hat zwischen zwei Gütern! Und mögen die, die — bis jetzt! — bewahrt geblieben sind vor dieser Tragik, daran denken, daß in unserer Heimat zumeist schon dann Kriegzeiten durchgestanden werden mußten, wenn ihnen noch Zeiten des Friedens und der Ruhe geschenkt waren!

Prof. Dr. Franz Manthey

## Aus der Geschichte der katholischen Presse in Danzig

von Albert Posack

Die katholische Presse unserer Heimatstadt Danzig konnte eine stolze Vergangenheit aufweisen. Ausführlich gewürdigt wurde sie im Oktober 1932 — also kurz vor Beendigung der freiheitlichen Staatsordnung — aus Anlaß ihres 90-jährigen Bestehens von dem damaligen Hauptschriftleiter der „Danziger Landes-Zeitung“, Franz Steffen. Leider ist er nicht mehr unter uns. Wie so viele, hat auch er als Angehöriger des Volkssturms noch in den letzten Tagen von Danzig sein Leben lassen müssen. Seiner Feder verdanke ich das nach vielen Mühen aufgefundene Material. Mögen unsere Leser bei dieser Gelegenheit auch seiner gedenken.

Aus den kleinsten Anfängen eines „Katholischen Wochenblattes“ hatte sich unsere Presse im Laufe der Jahrzehnte zu einer bedeutenden Tageszeitung entwickelt, die im kirchlichen und später auch im politischen Leben einen gewichtigen Platz einnahm. Solange sie die christlichen Ideale verteidigte, wuchs und blühte sie. Als nach 1933 die politische Macht an ein Regime überging, das eine von seiner Ideologie abweichende Meinung nicht dulden konnte, war ihr Ende vorgezeichnet. Wie wir später sehen werden, war es ein tragischer Abgang.

Die am 28. September 1934 eingegangene „Danziger Landes-Zeitung“ war die organische Fortentwicklung ihrer Vorfahren. Sie war das älteste aller katholischen Blätter des deutschen Ostens. Das Blatt hatte — wenn auch in wechselnder Gestalt — seit ihrem ersten Erscheinen am 2. Oktober 1842 nie aufgehört, es hatte nur Namen und Umfang gewechselt. Stets unverändert geblieben war aber der Geist, aus dem das erste Blatt geboren wurde.

Um 1840 begann es im Danziger Katholizismus lebendig zu werden. Eifrige energische und auch kampfesmutige Geistliche waren hier tätig, die gegen die bisherigen Methoden der Zurücksetzung und Ausschaltung der in großer Minderheit vorhandenen Katholiken energisch Front zu machen gedachten. Außerdem kündigten sich auch gewisse Stürme gegen die Kirche gerade bei uns im deutschen Osten an.

Die anderen verfügten über mehrere Blätter in Danzig und auch über solche auswärts, die durchweg gegen die Forderung der Katholiken auftraten, sie zumindest nicht unterstützten. Selbstverständlich können die damaligen Blätter einen Vergleich mit den heutigen Zeitungen nicht aushalten. Auch sie steckten damals — wie das Zeitungswesen überhaupt — noch in den Kinderschuhen, aber ihr Einfluß reichte doch, den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend, weit, und die Katholiken hatten ihnen nichts gegenüberzusetzen, konnten ihre Stimme in der Öffentlichkeit nicht erheben. Für ihre Forderungen konnten sie nicht eintreten, Angriffe und Entstellungen nicht zurückweisen, außerhalb der Kirche nicht wirken, keine Aufklärung, weder religiöse noch sonstige, schaffen. Das war ganz offenbar ein Mißstand und großer Nachteil. Und dies traf nicht nur für Danzig zu, sondern für den ganzen deutschen Nordosten. Eine öffentliche katholische Stimme gab es hier nicht. Das sollte anders werden.

### Das erste katholische Wochenblatt

In Danzig wirkte seit dem 7. Mai 1840 als Pfarrer der St. Nikolaikirche Friedrich Landmesser. 51 Jahre hat er dort residiert, bis zu seinem Tode am 5. Januar 1891. Pfarrer Landmesser war eine begeisterte, kampffreudige Priesterpersönlichkeit, die einen offenen Blick für die Notwendigkeiten, Bedürfnisse und Schäden der Zeit hatte. Sein Streben ging dahin, ein katholisches Organ in bescheidenem Rahmen zu schaffen. Wegen der starken Inanspruchnahme durch die Seelsorge war Pfarrer Landmesser aber nicht in der Lage, die Redaktion des Blattes selbst zu übernehmen. Er fand einen anderen Priester, der sowohl die Redaktion als auch die Herausgabe übernahm. Es war der Domkapitular von Kulm und Direktor des Bischöflichen Klerikalseminars zu Pelplin, Eduard Herzog, gleich Pfarrer Landmesser eine begeisterte, kampffreudige und federgewandte Persönlichkeit. Unter dem 7. November wurde ihm von der staatl. Behörde die Genehmigung zur Herausgabe des Wochenblattes erteilt. Mit dem Buchhändler Dormann, Danzig-Langfuhr,

wurde ein Übereinkommen getroffen, daß er das Blatt verlegen sollte.

Nach diesen Vorbereitungen und noch ehe die ausdrückliche Genehmigung vorlag, begann das Wochenblatt zu erscheinen. Es trägt den Titel: „Katholisches Wochenblatt aus Ost- und Westpreußen für Leser aller Stände. Unter Mitwirkung mehrerer katholischen Geistlichen redigiert und herausgegeben von Ed. Herzog, Domkapitular von Culm und Direktor des Bischöfl. Clerikal-Seminars in Pelplin.“ Die erste, wegen der noch fehlenden staatlichen Genehmigung als „Probblatt“ bezeichnete Nummer umfaßt vier Seiten in Größe von 23,5 x 19,5 Zentimeter; dieses Format hat das Blatt auch bis zum Jahre 1871 einschließlich beibehalten.

In der genannten ersten Nummer vom 8. Oktober 1842 heißt es über das neue Blatt:

„Das kirchliche religiöse Leben, welches — geweckt durch die jüngsten Ereignisse, durch apostolische Stimme und Beispiel, genährt durch eine Reihe interessanter Erscheinungen auf dem Gebiete der kirchlichen Literatur — in allen Theilen des katholischen Deutschlands einen neuen Aufschwung erhalten hat, ist auch bei uns, im Norden von Preußen, unter dem Schutze zweier Bischöfe, welche beseelt mit echt katholischem Sinne und Eifer für unsere heilige Religion, deren Bestes wahrnehmen und mit allen Kräften fördern, nicht ohne segensreiche Wirkung geblieben. Die Augen des ganzen katholischen Deutschlands sind auf unsere nicht kleine Zahl gerichtet und empfangen mit Teilnahme die bis jetzt spärlichen Nachrichten, die ihnen aus unseren Diözesen geboten werden.

Nicht bloß in frommgläubigen Landgemeinden, in denen es noch nicht erloschen war, regt sich frisch und lebendig das kirchliche Bewußtsein, sondern auch in den größeren Städten, diesen gewöhnlichen Klippen des Glaubens und der Gottesfurcht, erwacht ein wahrhaft katholischer Sinn und Eifer, der die erfreulichsten Ergebnisse in Aussicht stellt.

Diesen Sinn nun immer mehr zu beleben, den Glauben zu festigen, daß er vor den häufigen Angriffen und Entstellungen nicht mehr erlange, den Bürger und Landmann unseres Nordens mit seinen Brüdern im Süden in eine nähere Beziehung zu setzen, bedarf es einer Zeitschrift, die, aus der Provinz selbst hervorgegangen, ihr heiliges Interesse vertritt, die herrlichen Wahrheiten des Glaubens zur Anschauung bringen und den Andersgläubigen Achtung für unsere heilige Religion gebietet. Es soll deshalb vom 1. Oktober ab ein katholisches Wochenblatt aus Ost- und Westpreußen für Leser aller Stände erscheinen, welches die Aufgabe hat, die oben gezeichneten Bedürfnisse zu befriedigen.

Es werden in dieser Zeitschrift kurze leichtfaßliche Betrachtungen über die Evangelien und Feste des katholischen Kirchenjahres gegeben, die wichtigsten Heilswahrheiten in ihrer Beziehung zum kirchlichen Leben und zu den kirchlichen Gebräuchen, sei es in welcher Form entwickelt, deshalb auch religiöse Gedichte aufgenommen, wichtige Fragen und Ereignisse der Gegenwart beleuchtet, Angriffe und Vorurteile mit der der Wahrheit würdigen Liebe, Ruhe und Haltung widerlegt und die interessantesten kirchlichen Nachrichten aus allen Teilen der Welt mitgeteilt werden.

Und da das Blatt außer dem allgemeinen kirchlichen noch ein ausschließlich provinzielles Interesse hat, so werden darin sämtliche Diözesannachrichten der Bistümer Culm und Ermeland, kurze Abrisse der Diözesangeschichte, der Geschichte einzelner durch historische und künstlerische Bedeutung ausgezeichnete Gotteshäuser beider Bistümer aufgenommen werden.“

Wie man sieht, ist das Programm recht umfassend und bedeutsam. Es fehlt, was für uns heutige Menschen vielleicht wichtig erscheint, jeder Hinweis auf die Behandlung staatlicher und politischer Fragen. Aber man darf nicht vergessen, daß diese damals nicht im Vordergrund standen wie heute, daß es sich um ein in erster Linie religiöses Blatt handelte, und daß damals gerade nach der politischen Richtung infolge Mangels an Meinungs- und Pressefreiheit allerengste Schranken gezogen und größte Zurückhaltung geboten wa-

ren. Nichtsdestoweniger sind später auch, wo es geboten schien, derartige Fragen behandelt worden.

Das Wochenblatt war eigentlich zur rechten Zeit gegründet worden, denn nur wenige Jahre nach seiner Gründung trieb gerade in Danzig und Westpreußen die neugegründete Sekte der „Deutschkatholiken“ (nicht zu verwechseln mit den „Altkatholiken“ der 70er Jahre) ihr Unwesen. Da war das „Katholische Wochenblatt“ nicht nur der unermüdliche scharfe Kämpfer gegen diese Irrlehre, sondern auch der Führer der Katholiken in den Wirren der Zeit, zumal die andere Presse ebenso wie die Behörden sich der Irrlehrer annahmten und ihnen Anhang zu verschaffen suchten. Diese Religionsstürme wehten bei uns besonders heftig, weil die Irrlehrer hier ihre Heimat hatten.

Das „Katholische Wochenblatt“ war ursprünglich als in erster Linie religiöses Blatt gegründet worden und hat diesen Charakter durch alle Jahre hindurch bewahrt. Aber die Verhältnisse drängten doch auch zur Berücksichtigung der politischen Fragen und auch der wichtigsten Nachrichten nichtreligiöser und nichtkirchlicher Art. So trat um 1870 eine Erweiterung des Interessenkreises ein. Politische Rundschauartikel wurden eingeführt und die wichtigsten nichtkirchli-

---

---

## AN DIE KIRCHE

**Ich bin in das Gesetz deines Glaubens  
gefallen wie in ein nackendes Schwert!**

**Mitten durch meinen Verstand ging seine  
Schärfe, mitten durch die Leuchte  
meiner Erkenntnis!**

**Nie wieder werde ich wandeln unter  
dem Stern meiner Augen und am Stabe  
meiner Kraft!**

**Du hast meine Ufer weggerissen und  
hast Gewalt angetan der Erde zu  
meinen Füßen!**

**Meine Schiffe treiben im Meere:  
alle meine Anker hast du gelichtet!**

**Die Ketten meiner Gedanken sind zerbrochen,  
sie hängen wie Wildnis im Abgrund.**

**Ich irre wie ein Vogel um meines Vaters Haus,  
ob ein Spalt ist, der kein fremdes Licht  
einläßt.**

**Aber es ist keiner auf Erden, außer  
der Wunde in meinem Geist —**

**Ich bin in das Gesetz deines Glaubens  
gefallen wie in ein nackendes Schwert!**

Gertrud von Le Fort

---

---

den Nachrichten aus der ganzen Welt gebracht. Die Jahrgänge 1870 und 1871 befaßten sich eingehend nicht nur mit dem Vatikanischen Konzil, sondern auch mit den politischen Auswirkungen seiner Beschlüsse in Deutschland, mit dem neu in die Erscheinung tretenden Altkatholizismus und seinen politischen Auswirkungen, mit dem deutsch-französischen Krieg, mit dem angehenden Kulturkampf usw. In dieser Zeit wurde auch die Entwicklung zu einem ausgesprochen politischen Zentrumsblatt angebahnt. In den aufgeführten Jahrgängen findet man nicht nur die Zentrumsidee vertreten, sondern auch ausführliche Berichte über die Wahlkämpfe — wenn man damals von solchen sprechen konnte — und von den Zentrumsversammlungen.

Den vorgenannten Titel behielt das Blatt bis 1862. Unter dem Titel „Danziger katholisches Kirchenblatt“ wurde es fortgeführt bis zum 28. Dezember 1872.

#### Das Westpreußische Volksblatt

Ab Neujahr 1872 erscheint das „Danziger katholische Kirchenblatt“ wöchentlich zweimal in einem etwas größeren Format. Im Januar 1873 wird der Titel in „Westpreußisches Volksblatt“ geändert und das Blatt paßt sich auch äußerlich und in seiner Aufmachung den übrigen Zeitungen an. Gleichzeitig geht es zum wöchentlich dreimaligen Erscheinen über. Mit dem 1. April 1892 wurde es Tageszeitung. Seinen Namen „Westpreußisches Volksblatt“ behielt es bei bis nach der Errichtung der Freien Stadt Danzig. Da änderte es ihn mit der Nummer vom 2. Februar 1920 in „Danziger Volksblatt“. Mehr praktische Gründe führten dazu, den Titel des Blattes mit dem 1. Juli 1925 in „Danziger Landes-Zeitung“ umzuwandeln, unter welchem es bis zum bitteren Ende am 28. September 1934 erschien.

Von den Schriftleitern, die die Zeitung bis zur Jahrhundertwende dirigierten, seien außer Pfarrer Landmesser und Domkapitular Herzog noch Generalvikar Dr. Hasse, der spätere Bischof von Culm, Pfarrer an der Königl. Kapelle, Dr. Redner und aus der Kulturkampfzeit der spätere Generalvikar Scharmer genannt. Er war der letzte Priester in der Schriftleitung unseres Blattes, die nach ihm bis zum Ende des Bestehens der Zeitung ausschließlich von Laien geführt worden ist, stets jedoch in engster Fühlungnahme mit den Priestern und stets im Geiste der Kirche.

Als Verleger zeichnete die ersten Jahrgänge, wie schon erwähnt, der Buchhändler E. J. Dormann in Danzig. Später wurde das Blatt bei dem Danziger katholischen Buchhändler F. A. Weber verlegt und in der Wedelschen Hofbuchdruckerei in Danzig gedruckt. 1867 übernahm die Buchdruckerei H. F. Boenig in der Frauengasse Verlag und Druckerei. Erst ab 1915 wurde die Zeitung dann in den eigenen Räumen des „Westpreußischen Verlages AG.“ am Sande 2 gedruckt.

Hatte der Erste Weltkrieg unserer Zeitung — wie der Presse überhaupt — manch schweren Schlag gebracht, so bedeutete die Nachkriegszeit mit ihrem Versailler Diktat und seinen Folgen gerade für unsere Zeitung einen so schweren Schlag, daß man zunächst im Zweifel darüber sein konnte, ob sie diesen würde überwinden können. Die Errichtung der Freien Stadt Danzig, die Zuteilung des größten Teiles von Westpreußen an Polen, von weiteren Teilen an Ostpreußen und die Grenzmark bedeutete einen so starken Verlust an Lesern und Inseraten, daß die Existenz der Zeitung stark gefährdet war. Die Provinz Westpreußen war das Hauptverbreitungsgebiet unserer Zeitung. Nun war der Großteil an Polen gekommen. Die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung in Westpreußen wanderte aus oder wurde zur Auswanderung gezwungen. Damit gingen diese ehemaligen Leser unseres Blattes in der Hauptsache verloren. Die Zurückgebliebenen stellten sich vielfach um. Auch waren die neuen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse gegenüber Danzig grundverschieden, so daß weite Kreise in Pommerellen auf unser Blatt verzichten mußten. Als weitere Maßnahme kam das drakonische Vorgehen polnischer Behörden gegen unser Blatt, das ihnen unbequem wurde, so daß sie es einfach für eine Reihe von Jahren in Polen verboten. Aber auch die zu Ostpreußen geschlagenen Leser unseres Blattes gingen in der

Hauptsache verloren. Sie mußten sich notgedrungen den dortigen Blättern zuwenden. Unserem Blatt blieb nunmehr die wesentlich kleinere Basis des Freistaates Danzig. Dazu kam als zweiter großer Schlag die Inflation im Jahre 1923 mit all ihren Folgen, die der Zeitung beinahe den Todesstoß gegeben hätte. Nur mit den allergrößten Anstrengungen und Opfern konnte sie erhalten werden. Erst mit Einführung der festen Währung konnte an den Wiederaufbau und Ausbau der Zeitung herangegangen werden. Aber auch diese Krise wurde glücklich überwunden. Das Blatt entwickelte sich nicht nur zu dem vollen alten Umfang, es überflügelte ihn sogar.

Eine schwere Zeit für das gesamte Zeitungsgewerbe brachte dann noch einmal die allgemeine Wirtschaftskrise um 1930. Die durch die große Arbeitslosigkeit verursachte Not erlaubte vielen Familien nicht einmal den Weiterbezug ihrer Zeitung. Es setzte geradezu ein Abonentenschwund ein. Hand in Hand hiermit ging natürlich auch der Rückgang an Einnahmen aus Anzeigen. Alle diese Dinge haben unsere Zeitung schwer getroffen. Es war wahrlich eine schwere Zeit, die sie in den Nachkriegsjahren hat durchkämpfen müssen.

Die völlige politische Umgestaltung in Ostdeutschland nach dem ersten Weltkrieg brachte naturgemäß auch eine völlige innere, d. h. redaktionelle Umgestaltung des Blattes mit sich, ohne daß Tendenz und Richtung des Blattes eine Änderung erfuhren. Aus einem Provinzblatt, das in der Hauptsache inhaltlich bis dahin aus dem Reiche gespeist war, mußte ein selbständiges, ein führendes Blatt in unserem kleinen Staatswesen und in der Deutschumpolitik des Ostens werden. Eine besondere Aufgabe wurde den Danziger Zeitungen der Kampf um und für unser deutsches Danzig. Es kann gesagt werden, daß sich unsere Zeitung all diesen veränderten Verhältnissen nicht nur angepaßt, sie auch gemeistert hat. Die „Danziger Landes-Zeitung“ hat es verstanden, sich ihren Platz an der Sonne zu erkämpfen und ihn zu behaupten. Sie nahm bis Anfang 1933 eine geachtete Stellung ein auch bei jenen, die nicht auf unserem konfessionellen und parteipolitischen Standpunkt standen.

#### Die Danziger Landeszeitung

Wie schon erwähnt, vertrat die „Danziger Landes-Zeitung“ die Ideen der Zentrumsparterie. Während aller Wahlkämpfe zur Zeit der Monarchie für den Preußischen Landtag und Deutschen Reichstag war sie — allerdings noch unter einem anderen Namen — genau so der stärkste Bundesgenosse der Zentrumsparterie wie auch nach 1920 bei den Wahlen zum Danziger Volkstag. Wo in den abgelegenen Dörfern des Freistaates Leser der „Danziger Landes-Zeitung“ wohnten, da wurden auch die Stimmen für die Zentrumsparterie abgegeben. Diese Verhältnisse bestanden bis Anfang 1933.

Mit der Machtübernahme durch die NSDAP am 30. Januar 1933 in Berlin setzte bekanntlich auf allen Gebieten die sogenannte Gleichschaltung ein. Auch das gesamte Pressewesen wurde — soweit die einzelnen Zeitungen der nichtnationalsozialistischen Parteien nicht eingingen — „nationalsozialistisch ausgerichtet“, d. h. es konnten nur solche Schriftleiter wirken, die bereit waren, das Gedankengut der NSDAP zu verbreiten. Zu dieser Zeit war die „Germania“ in Berlin das Hauptblatt der Deutschen Zentrumsparterie. Auch hier traten einschneidende Änderungen ein, die sich auch auf die „Danziger Landes-Zeitung“ auswirkten, da der „Westpreußische Verlag A.G.“ finanziell mit den deutschen Zentrumszeitungen verbunden war. Nun hatten die Nationalsozialisten es in der Hand, den Kurs der finanziell abhängigen Zeitungen auch außerhalb des Reichsgebietes zu bestimmen.

Die Gleichschaltung im Freistaat Danzig war anfangs noch nicht so total wie im Reich. Die nichtsozialistischen Parteien konnten — wenn auch unter Schwierigkeiten — noch einige Jahre bestehen, so die Zentrumsparterie bis zum 21. Oktober 1937. Während die Zentrumsparterie gemeinsam mit den anderen nichtnationalsozialistischen Parteien jetzt den opferreichen Kampf gegen den Ungeist der damaligen Zeit weiterführte, mußte die „Danziger Landes-Zeitung“ aus den angeführten Gründen auf die Linie der NSDAP einschwenken. Die alten Schriftleiter Steffen und Arke konnten als alte Zentrumskämpfer diesen Weg natürlich nicht mitgehen; sie ver-

ließen ihren liebgewordenen Betrieb. Neue Männer, die aus dem deutschen Reich kamen und glaubten mit der „Danziger Landes-Zeitung“ eine Brücke zwischen dem Ideengut der NSDAP und der christlichen Weltanschauung schlagen zu können, traten an ihre Stelle. Mit diesem Zeitpunkt begann dann der Zerfall der Zeitung, da die alten Leser eine derartige Kursänderung nicht mitmachten. Die Abonnentenzahl ging schlagartig zurück, Hand in Hand hiermit auch die Zahl der Inserenten, ohne die keine Zeitung wirtschaftlich bestehen kann. Das Verlustgeschäft wurde von Monat zu Monat größer und in der Nummer vom 28. September 1934 teilte der Verlag die Einstellung der Zeitung mit folgenden Worten mit:

„An unsere Leser! Mit dem heutigen Tage stellt die „Danziger Landes-Zeitung“ ihr Erscheinen ein. Wir wollen nicht versäumen, allen Beziehern, die in ruhigen und umkämpften Tagen der Zeitung die Treue gehalten haben, unseren aufrichtigen Dank auszusprechen. Verlag der „Danziger Landes-Zeitung“.

Mit der Übernahme der Regierungsmacht und nach Durchführung der Gleichschaltung ließ die NSDAP ihre Tarnungen endgültig fallen und zeigte offen ihre Einstellung auch gegenüber dem Christentum, ganz gleich welcher Konfession. Die parteipolitischen Gegensätze der in Danzig nach 1933 noch weiterbestehenden Oppositionsparteien fiel nun gänzlich fort, und die Angehörigen dieser Parteien fanden sich mit den Männern und Frauen der beiden großen Konfessionen zu einer Einheitsfront gegen Unrecht und Unfreiheit zusammen. Während bis dahin die Zentrumswähler vornehmlich in den katholischen Bevölkerungskreisen zu finden waren, wurde diese Partei nunmehr ein Sammelbecken aller sich zu einer christlichen Weltanschauung bekennenden Wähler. Die damals von der NSDAP bewirkte — aber nicht gewollte — Einheit der Christen hat sich später weiter entwickelt und schöne Folgen gezeitigt.

Der Verlust der Landes-Zeitung war für die Zentrums-partei sehr schmerzlich. Ersatz mußte geschaffen werden, denn die Partei brauchte ein Presseorgan dringender denn je. Dank der Opferbereitschaft weiter Kreise waren bald die Mittel zur Neugründung einer eigenen Zeitung vorhanden. Sie führte den Namen „Danziger Volks-Zeitung“ mit dem Untertitel „Für Wahrheit, Recht und Freiheit“ und wurde in der Druckerei Boenig, Frauengasse, gedruckt. Als Herausgeber fungierte der Zentrumsabgeordnete Karl Formell (der hochbetagt vor 2 Jahren in einem Altersheim in der Ostzone verstorben ist) und für die Schriftleitung zeichneten Franz Steffen und Hans Arke verantwortlich (ersterer ist in Danzig gefallen, der letztgenannte ist seit dem Kriege vermißt). Als in den nachfolgenden Jahren diese Schriftleiter ständig bedroht waren, mußten andere Personen „verantwortlich“ zeichnen, um die Redakteure der Zeitung zu erhalten. So erschienen dann später die Namen der Mitarbeiter Richard Krüger und Bernhard Kuhlmann im Impressum. Seele und Motor des ganzen Unternehmens aber war der Landesvorsitzende der Zentrums-partei, Dr. Richard Stachnik. Bald konnten außer dem Handsatz 3 Setzmaschinen und eine Rotationsmaschine beschafft werden. Als Wochenblatt mit 4 Seiten im Handsetzverfahren trat die neue Zeitung im Dezember 1933 ins Leben. Im Sommer 1934 ging sie zum zweimaligen und im Frühjahr 1935 zum dreimaligen Erscheinen über. Sommer 1936 wurde sie Tageszeitung.

#### Das Ende einer Epoche

Es würde zu weit führen, all die Mühen, Sorgen und Opfer zu schildern, die das Erscheinen der Volkszeitung bis zum endgültigen Verbot am 25. März 1937 möglich machten. Nach dem schon früher erfolgten Verbot der „Danziger Volksstimme“ — des Organs der SPD — war die Volkszeitung die einzige nichtnationalsozialistische Zeitung in Danzig. An manchen Tagen wurde sie den Verkäufern geradezu aus den Händen gerissen. Zeitweise war von einem regelmäßigen Erscheinen überhaupt keine Rede mehr. Ständig waren die Beamten der politischen Polizei hinter ihr her, sie zu beschlagnahmen. Eine gut funktionierende Organisation des Vertriebs hat ihnen dabei aber manches Schnippchen geschlagen. Von Zeit zu Zeit wurde sie für einen oder drei Monate verboten.

In der Verbotsmitteilung vom 27. März 1937 heißt es z. B. u. a. „Die „Danziger Volks-Zeitung“ hat in den letzten Jahren fortgesetzt Anlaß zu Beanstandungen gegeben, die polizeiliche Maßnahmen ausgelöst haben. So war sie zuletzt vom 5. August 1936 bis 4. Februar 1937 verboten. In der kurzen Zeit ihres Wiedererscheinens mußte sie wegen ihres Inhalts einmal verwarnt und zweimal polizeilich beschlagnahmt und eingezogen werden. Durch diese Maßnahmen hat sie ihre Haltung nicht geändert . . . Darüber hinaus ist die kontinuierliche Haltung der „Danziger Volks-Zeitung“ geeignet, die guten Beziehungen der Freien Stadt Danzig zum Deutschen Reich nachteilig zu beeinträchtigen . . . verbiete ich mit sofortiger Wirkung auf Grund des § 4 . . . die Herstellung und Verbreitung der „Danziger Volks-Zeitung“ für die Dauer von 6 Monaten.“ Einwende dagegen hatten keinen Erfolg, da die rechtsstaatlichen Grundsätze der Freien Stadt Danzig inzwischen keine Beachtung mehr erfuhren. Durchsuchungen bei der Redaktion, in der Druckerei und bei den Mitarbeitern gehörten zum Wochensoll der politischen Polizei.

Für die NSDAP war das Bestehen der Volkszeitung eine Qual. Franz Steffen setzte zu oft das Messer an ihre offenen Wunden. Schonungslos wurde die Bevölkerung über das wahre Gesicht dieser Partei unterrichtet. Wie gefährlich die NSDAP diese Zeitung für ihre Anhänger betrachtete, zeigt folgendes Beispiel: Von jeder Ausgabe mußten u. a. auch dem Danziger Archiv einige Exemplare zugeleitet werden. Von dort landete ein Stück dann bei dem Auslandsinstitut in Stuttgart. Hier waren alle deutschen Auslandszeitungen archiviert. Eins dieser damaligen Exemplare kam mir unlängst zur Kenntnis. Es trägt den Stempelaufdruck „Geheim! Benützung außerhalb des Deutschen Auslands-Instituts strafbar.“ Man sieht, die Furcht vor einem nichtgleichgeschalteten Blatt war groß.

In diesem Zusammenhang soll auch noch auf die Verhaftung und Verurteilung des damaligen Zentrumsvorsitzenden Dr. Richard Stachnik eingegangen werden, die im engsten Zusammenhang mit der Zeitung steht. — Gottlob weilt er noch unter uns —. Während der Verbotsspanne vom 5. August 1936 bis 4. Februar 1937 hatte ein Zentrumsparteimitglied — Herr Grzenia — der mit der Volkszeitung aber keine Beziehungen hatte Ende Januar 1937 ein unpolitisches Wochenblättchen — genannt „Das kleine Blatt“ — gegründet, um den nichtnationalsozialistischen Leserkreis mit unpolitischen Nachrichten zu versorgen — was nach der Danziger Verfassung durchaus zulässig war. Dr. Stachnik hatte Herrn Grzenia hierbei finanziell unterstützt. Man muß hierbei berücksichtigen, daß damals weite Schichten der Bevölkerung ohne jede Zeitung waren. Um keinen Preis wollten diese Personen die NS-Zeitungen durch ihren Kauf unterstützen. Am 5. Februar 1937 wurde bei Dr. Stachnik eine Haussuchung vorgenommen und er zwecks Vernehmung zum Polizeipräsidium gebracht. Hier blieb er in Haft bis zu der Verhandlung vor dem Schnellrichter, Landgerichtsrat Busch, am 8. Februar 1937. Das Gericht konstruierte aus diesem neugegründeten, völlig neutralen Wochenblättchen ein Ersatzblatt der verbotenen „Danziger Volks-Zeitung“ und verurteilte Dr. Stachnik zu 6 Monaten und Grzenia zu 4 Monaten Gefängnis unter Erlaß eines Haftbefehls gegen beide Verurteilte, die anschließend sofort in das Gerichtsgefängnis überführt wurden. Ende März 1937 fand eine Berufungsverhandlung statt, die aber verworfen wurde. Trotz seiner Immunität als Abgeordneter wurde also Dr. Stachnik verhaftet und abgeurteilt. So waren damals die Rechtsverhältnisse in unserer Heimat.

Das am 27. März 1937 ausgesprochene Verbot auf 6 Monate war das letzte. Zu einer Wiederaufnahme des Zeitungs-betriebs kam es nicht mehr, da die Zentrums-partei Ende Oktober 1937 vom Polizeipräsidenten verboten wurde und die politische Lage sich inzwischen so entwickelt hatte, daß es unmöglich war, eine Zeitung, die sich außerhalb des nationalsozialistischen Ideenguts bewegte, zu schreiben. Den 27. März 1937 kann man als den Sterbetag der katholischen bzw. christlichen Presse im Freistaat Danzig bezeichnen. Eine fast 100-jährige Zeitungsepoche ging ehrenvoll zu Ende.

# Sendung und Martyrium

Zwei Szenen aus dem Danziger Adalbertspiel

Das ergreifende Lebensschicksal des heiligen Adalbert, des Bischofs von Prag und späteren Benediktinermönchs, der als Missionar unsere Heimat christianisierte und dabei sein Leben opferte, hat Franz Lorenz als „Drama aus der heilsgeschichtlichen Begegnung mit dem Osten“ im „Danziger Adalbertspiel“ gestaltet. Das Schauspiel ist dem Bischof von Danzig gewidmet und in Druck erschienen (Bernward-Verlag, Hildesheim). Es soll in größerem Rahmen aufgeführt werden. Bereits mehrere Bühnen haben sich um die Aufführungsrechte beworben. Wir bringen aus dem Spiel die beiden Schlußszenen.

Im Jahre 996

Auf der Pfalz zu Mainz

(KAISER OTTO III. und sein Diener WOLF treten an das Fenster der Pfalz.)

Wie befohlen, kaiserlicher Herr, habe ich Erzbischof Willigis und Bischof Adalbert gebeten, hierher zu kommen. Ich traf sie beim Verlassen der Pfalz-Kapelle.

OTTO:

Seit Adalbert in Mainz ist, lebt er wie ein Mönch.

WOLF:

Nun bin ich schon Jahre Diener der kaiserlichen Familie, aber das habe ich noch nie erlebt — dieser Gast aus Böhmen soll ein Bischof sein?

OTTO:

Er ist ein Bischof und Ihr sollt ihn als Bischof ehren.

WOLF:

Seltsam, was ich in den letzten Nächten beobachtet habe - - Es gehört zu meinen Kammerpflichten, nächstens den Gästen das abgestellte Schuhwerk zu putzen. Immer, wenn ich die Schuhe zu diesem Werke sammeln wollte, waren sie verschwunden. Diebe im Hause? . . . Schabernack? . . . Aber am Morgen standen die Schuhe an ihrer Stelle, auf Glanz geschniegelt und gewichst. Da habe ich mich einmal versteckt, den hilfreichen Geist zu entdecken. Wer war's? Majestät, wer huschte durch die Gänge, um, statt zu ruhn, Dienearbeit zu tun? Der hohe Gast aus Böhmen, den Ihr Bischof Adalbert nennt.

OTTO:

Bischof Adalbert . . . ?  
Sagt keinem Menschen etwas von dieser Entdeckung. -  
(für sich)  
Es ist die göttliche Liebe, die den anderen die Füße wäscht. - -

WOLF:

Ich höre Schritte.

OTTO:

Geh jetzt und richte das Abendmahl.

WOLF: (geht mit einer Verbeugung ab)

OTTO: (für sich)

Diese Schuhe, von einem Bischof geputzt.  
(nimmt den königlichen Kronreif vom Haupte)  
Der Mensch ist mehr als eine Krone . . . der einfache Mensch . . . der Mensch, wie er ist . . .  
Wie kann einer Herrscher sein, solange das nicht in allen Herzen lebt: Der Mensch . . . Gleichnis Gottes . . . ist mehr als Glanz und Macht . . .  
(legt den Königreif auf einem Pult nieder)

WILLIGIS und ADALBERT:

(treten ein und verneigen sich leicht)  
Majestät, wir sind bereit.

OTTO:

Hohe Herren, als Kaiser, der des Reiches Lehn verwaltet, muß ich fragen um der Ordnung willen, wie die Kirche mit dem verwaisten Bistum Prag verfahren wird.

WILLIGIS:

Verwaist?

Ist unser Metropol-Bistum verwaist? Bischof Adalbert hat schweres Leid erdulden müssen. — Die Wunden werden heilen.

ADALBERT:

So muß ich denn die Wahrheit ganz enthüllen. Alle Schmach, die mir persönlich angetan, ist unverdiente Gnade um Christi Passion . . .

Doch was die wollten, die mir feindlich waren, ist auf ein ander' Ziel gerichtet.

An jenem Unglückstag, der mich zur Trennung zwang, geschah's: Von wilden Narrentärzen eingekreist, stand ich im Hof gefangen. Der Werschowetz, mit blankem Schwert, inmitten wüster Horde . . . brach in die Kirche ein, riß vom Altar die Frau, die, ungerecht grausam verfolgt, am heiligen Ort Asyl gesucht. Brüllend schleiften sie die Hilflose vor das Volk und der Werschowetz . . . schlug ihr das Haupt ab . . .

O, Mila . . .

Es war die Rache nicht allein, die Rache des Bösen. In dieser Frau sollte das neue Gesetz . . . Gesetz der Ordnung des Heils . . . tödlich ins Herz getroffen werden . . . Vor allem Volke sollte der Bischof, hohe, heilige Schutzmacht des Guten, entehrt, vernichtet werden.

(Schweigen)

Noch weiß ich nicht, was mit meinem Bruder Sabiebor geschehn, der vor mir schon in dieser Pfalz zu Mainz eingeritten sein mußte.

OTTO:

Fürst Sabiebor ist heute angekommen, doch von der Reise sehr erschöpft.

ADALBERT:

Er wird mir Zeuge sein. Ich sehne mich nach ihm.

OTTO:

Ich laß ihn rufen.  
(schlägt gegen einen Gong)

WOLF: (tritt ein)

OTTO:

Suche Fürst Sabiebor auf und bitte ihn zu unserer Versammlung.

(WOLF ab)

OTTO:

Was wir von Bischof Adalbert gehört, ist Wahrheit, mit Blut besiegelt . . .

Nach dem Spruch des Heiligen Vaters zu Rom ist er im Gewissen frei, sich selbst ein neues Lebenswerk zu suchen.

. . . Wir haben oft an Unser Gespräch in Rom gedacht: Die Slawen, jenseits der Elbe bis an die See, bedürfen noch der ersten Saat, des W o r t s der Offenbarung. Doch jeder, der ihr Haus betritt, die frohe Botschaft zu verkünden, ist ihnen Feind und Friedensbrecher.

WOLF: (zurück)

Fürst Sabiebor.

OTTO:

. . . ist uns willkommen.

(WOLF geht ab)

SABIEBOR: (tritt ein, noch immer von schrecklichem Erleben gezeichnet; er verbeugt sich stumm)

ADALBERT:

Bruder . . .

wie siehst Du blaß und zu Tode erschöpft aus! Was ist Dir geschehn? . . . Sprich!

SABIEBOR:

Ich kann nicht . . .

(bricht in die Knie und bedeckt sein Gesicht)

. . . wär ich tot . . .

ADALBERT:

Hier unser Kaiser . . . hier Erzbischof Willigis . . . Sprich: Die Wahrheit will ihr Recht.

SABIEBOR: (erhebt sich)

Die Wahrheit will ihr Recht . . . Die Wahrheit ist so grausam, daß kein irdisch' Recht sie aufwiegen kann.

OTTO:

Wir stehen alle unter Gottes Gericht.

SABIEBOR:

Bevor ich mich zum Ritt nach Mainz gerüstet, wollt ich auf Libitz unsere Brüder sehn; von ihnen, ihren Frauen und Kindern mich verabschieden.

Ich fand die Burg zerstört . . . verbrannt . . . ein Berg verkohlter Balken . . . Asche . . . zugleich das Grab der blühenden Sippe.

ADALBERT:

Venzeslav

SABIEBOR:

. . . tot

ADALBERT:

Bohumil

SABIEBOR:

. . . tot

ADALBERT:

Vladimir, Miroslav, Bohdan

SABIEBOR:

. . . tot . . . tot . . . tot

ADALBERT:

Die Frauen . . . die Mütter . . . die vielen Kinder, eines schöner als das andere . . .

SABIEBOR:

. . . alle erschlagen . . .

ADALBERT:

O Gott! Mir wird Nacht vor den Augen . . .

Ich bin nicht mehr ich . . .

Unsere Sippe zerschlagen . . .

Wer hat das getan?

SABIEBOR:

Die Werschowetze

ADALBERT:

Die Werschowetze!? Unschuldige Menschen ohne Erbarmen umgebracht, um mich . . . mich, den Bischof . . . zu treffen?

(schlägt die Hände vor das Gesicht und es ist ein stummes Schluchzen)

SABIEBOR:

Ein Wall des Bösen soll dem Bischof die Rückkehr wehren, damit er nicht komme und die Untat strafe.

OTTO:

Die Strafe ist des Kaisers Recht. Wir rüsten ein Heer.

ADALBERT:

Nein! Nein! Nein . . .

Bei Gott, nein!

WILLIGIS:

Unser Herz ist tief aufgewühlt. Wahrhaftig, da ist kein Weg zurück. Ich sehe keinen Weg mehr.

ADALBERT:

Mein kaiserlicher Freund, das Gespräch, das wir in Rom geführt, beginnt wie ein Gestirn in tiefer Nacht zu leuchten.

. . . Ihr sagtet doch, wer nach dem Osten gehen wolle, die Ordnung und das Heil des Christentums zu verkünden, dem drohe Tod . . . jedoch der Tod muß sein. Er ist das Tor, das sich zu neuem Morgen öffnet . . . So will ich denn das Tor sein.

(Eine Glocke beginnt zu läuten; stumm gehen die Personen ab.)

### Im Jahre 997

#### Ein Waldstück im Lande der Pruzen

(Weit nach Mitternacht. GAUDENTIUS und BENEDIKT, Benediktinermönche, hocken auf Steinen. ADALBERT, auch als Mönch, lehnt an einen Baumstamm.)

ADALBERT:

Schlaft, denn mit Beginn der Dämmerung müßt ihr wandern.

GAUDENTIUS:

Ich bleibe bei Dir.

ADALBERT:

Wer hier bleibt, weiß, daß sie ihn töten werden.

GAUDENTIUS:

Der Anführer der Pruzen sagte: Wir geben euch diese Nacht zu letzter Entscheidung. Beim ersten Aufblitzen der Sonne sind wir hier und werden euch fragen: Wollt ihr das Land verlassen? Wer geht, den bringen wir zur Grenze; wer bleibt, den erschlagen wir. Ihr seid Christen und wollt uns unsere Götter nehmen, die in der Kraft der Erde und in der Heiterkeit des Himmels wohnen, die uns Regen für die Saat und Sonne für die Ähre geben. Wir haben unsere Art, aus der Fülle der Geschlechter und aus dem Recht der Sippe zu leben — ihr wollt uns fremde Ordnung befehlen. Sprach er nicht so, Bruder Benedikt?

BENEDIKT:

Das waren seine Worte.

GAUDENTIUS:

Ich gehe nicht allein . . . Wenn Bruder Adalbert hier bleiben will, dann bleibe auch ich . . .

ADALBERT:

Ihr hungert. Ich werde Speise im Walde suchen.

BENEDIKT:

Weder Pilze noch Beeren habe ich gefunden. Nur Steine, Moos und Sumpfung.

ADALBERT:

Laßt mich, ich habe ein feines Gefühl dafür, wo, von verborgener Wurzelkraft gehoben, ein Pilz nach oben drängt. Als Kind ward ich sehr oft geschickt, die seltensten zu holen, denn Pilze lieben das Geheimnis . . . Man muß um ihre Neigung wissen . . . Ich bin bald wieder hier.

(geht ab)

GAUDENTIUS:

Ihn allein hier lassen?  
. . . Daß ihn die heidnischen Pruzzen erschlagen? Wofür?  
Wir haben dieses Land noch kaum betreten . . .  
. . . Umkehren? . . . Zurück? . . .  
Wir haben Gott um diese Gnade gebeten, sein Reich zu den Völkern des Ostens zu tragen.

BENEDIKT:

Es geschah, daß sie uns zu dieser Fahrt ein festliches Geleit gegeben haben, als zögen wir als Königsgesandte von Hof zu Hof. Und jetzt? Von Räubern überfallen . . .

GAUDENTIUS: (steht auf; bewegt)

Als wir aufbrachen von Mainz, ritten der junge Kaiser und Erzbischof Willigis mit uns — den Rhein abwärts bis zur Brücke von Köln — die Glocken läuteten und das Volk jubelte wie bei einem Sieg. Jenseits der Brücke erwartete uns der Markgraf von Meißen mit seinen Reitern . . . Wie es der Kaiser befohlen, geleitete er uns sicher nach Polen zum Herzog . . . Wo immer Volk war, versammelte es sich zu Opfer, Lied und stürmischer Freude. - -

Der Polenherzog gab uns ein Schiff, dazu 30 bewaffnete Männer, daß wir sicher die Weichsel abwärts führen . . . So kamen wir nach Danzig. Die Tage, die wir da erlebten, waren Apostel-Zeit, wie's in der Bibel steht . . . Vom Morgen bis zum Abend: Predigen, taufen, segnen, Brot brechen und die Ölung spenden. So muß es in Jerusalem gewesen sein, als der Heilige Geist in Flammen herniederstieg . . . Dann waren wir allein . . .

Wir drei . . .

als wir aufbrachen zu den heidnischen Pruzzen, Männern des Krieges und der kalten Gewalt . . .  
Sie haben uns umzingelt und ihr Gruß: Zurück oder Tod!

BENEDIKT:

Wir dürfen nicht zurück. Wir sündigen gegen Geist und Glaube . . . gegen die Hoffnung der Christenheit . . . gegen die Liebe . . .

(ADALBERT kommt aus dem Wald, in den Händen, die er vor die Brust hält, eine Fülle von Pilzen.)

ADALBERT:

Hier sind die Pilze . . . es sind die besten . . . wie Man-  
nah vom Himmel gefallen . . . Eßt, denn ihr dürft nicht  
hungrig sein, wenn die große Wanderung beginnt . . .

GAUDENTIUS:

Wir bleiben — so befehlen es uns Glaube, Hoffnung,  
Liebe.

ADALBERT:

Den Glauben zu bezeugen, sind wir alle gerufen: Ich,  
wenn das Morgenrot dämmert . . .

Ihr, daß Ihr der Welt verkündet, hier sei das erste  
Samenkorn in den Acker gelegt worden . . . das Korn  
des Ewigen Wortes.

BENEDIKT:

Sind wir nicht würdig?

ADALBERT:

Ohne euer Zeugnis würde unsere Asche im Sand ver-  
sickern. Es muß aber ein Funke zum anderen kommen,  
daß ein Sturm der Liebe die dunklen Mächte über-  
wältige . . .

Es dämmert . . .

(er verteilt die Pilze)

. . . nehmt dies als Brot . . .

Im Osten steht ein Gewitter.

(scharfe Signale — „trompetenartig“)

Sie kommen . . .

(Bewaffnete Pruzzen treten aus dem Wald vor  
und umringen im Halbkreis die Mönche)

FUHRER DER PRUZZEN:

Wer ist euer Häuptling?

ADALBERT:

Ich bin es . . . Bischof, dem Namen nach . . . ein Mönch,  
der euch Christus und Sein Wort verkünden will . . .  
in Liebe.

FUHRER DER PRUZZEN:

Wir haben euch eine Nacht des Bedenkens gegeben:  
Wer hier bleibt, verfällt dem Tode.

ADALBERT:

Ich bleibe . . . diese hier gehen zu den Brüdern zurück . . .  
(Der Führer der Pruzzen gibt ein Zeichen —  
sofort umschließen Bewaffnete ADALBERT und  
führen ihn in dichter Gruppe ab.)

GAUDENTIUS:

Gebt uns nur einen Atemzug Gebet . . .

(Aus der Gewitterwolke zuckt der erste Blitz  
und es donnert.)

FUHRER DER PRUZZEN:

Jetzt saust das Schwert. Euer Häuptling ist nicht  
mehr . . .

GAUDENTIUS:

Ich sehe eine himmlische Gestalt . . . Slavica . . .  
Mila . . . Tag der Braut für die Kirche des Ostens . . .  
Vater unser, der Du bist im Himmel . . .

BENEDIKT:

. . . vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben  
unseren Schuldigern.

(Während die Mönche abgeführt werden, ertönt  
von unsichtbaren Sängern als Chor der Kirche  
der Jahrtausende:

Alleluja . . . Alleluja . . . Alleluja)

# Die selige Dorothea von Montau

Witwe und Klausnerin-Patronin Preußens (1347—1394)

*Das Lebensbild der seligen Dorothea von Montau, dieser geistig so hochstehenden und religiös so reich begnadeten Frau immer wieder von neuem in neuer Sicht zu schildern, ist eine verlockende Aufgabe.*

*Unser Heimatbrief hat schon mehrere Aufsätze über sie und über ihren gegenwärtig laufenden Kanonisationsprozeß veröffentlicht. Wahrscheinlich erhalten auch viele das Mitteilungsblatt des Dorotheenbundes „Der Dorotheenbote“, der bisher in 18 Folgen erschienen ist und der bereits ein sehr umfassendes Bild unserer Schutzfrau gezeichnet hat. Wer ihn nicht kennt, und ihn beziehen möchte, bestelle ihn bei Msgr. Dr. Stachnik, 442 Coesfeld, Liebfrauenburg. Der Dorotheenbote erscheint jeweils 16 — 24 Seiten stark, ein- bis zweimal im Jahre und wird kostenfrei versandt.*

Dorothea wird Ende Januar oder Anfang Februar 1347 als siebentes Kind wohlhabender, gottesfürchtiger und rechtschaffender Bauersleute in Groß-Montau geboren und am St. Dorotheentage, dem 6. Februar, in der dortigen Pfarrkirche getauft. Schon der Vier- oder Fünfjährigen, einem geistig sehr regen, ja frühreifen Mägdlein, schenkt Gott außergewöhnliche Gnaden: er „zog sie an sich“, „sie schaute ihn“, „sie liebte ihn“, schreibt ihr Biograph Johannes Marienwerder. Am sechsten Jahresgedächtnistag ihrer Taufe, am 6. Februar 1353, wird sie durch die Unvorsichtigkeit einer Magd so total verbrüht, daß sie in größter Lebensgefahr schwebt. Dabei hört sie eine eigenartige Stimme, zum ersten Mal „die Stimme des Herrn“: „Ich mache dich zu einem neuen Menschen!“ Das Wort bewirkt, was es besagt: Gottes Gnade für sie wird überreich. Aber auch sie selbst will dieses Wort wahr machen, will ein neuer Mensch werden in Gott. So beginnt sie nun — sechsjährig! — bewußt nach christlicher Vollkommenheit zu streben, ein Streben und Mühen und Sehnen, das sie ihr ganzes Leben hindurch unentwegt begleitet. Sie durchwacht unbemerkt die Nächte in Gebet und Betrachtung des Leidens Christi, manchmal bis zu zehn und zwölf Nächte hintereinander; sie kasteit sich im Geheimen grausam, wovon niemand etwas weiß; sie fastet — ihre Mutter muß sie dabei immer wieder zügeln; zu gern möchte sie häufig die hl. Sakramente empfangen, was ihr nur selten gestattet wird. Und bei allem klingt in ihr das Wort des Herrn nach: Ich mache dich zu einem neuen Menschen! Gott, Gottes Wille, die Liebe zu Gott sind bei allem das letzte Motiv ihres Tuns. Als sie zehn Jahre alt ist, kann ihr die Mutter Agathe die Sorge um die Hausvorräte anvertrauen und überträgt ihr die Schlüssel für die Vorratskammern. Sie ist dabei sehr umsichtig und ist besonders froh darüber, daß ihr die Mutter erlaubt, arme und fahrende Leute noch reicher zu beschenken, als die Mutter es gewöhnlich tat. Als sie 16½ Jahre alt ist, muß sie heiraten. Muß sie — dem Willen ihrer Mutter und Angehörigen folgend! Denn sie selbst hätte sich zu gern Gott, dem Herrn, ganz und uneingeschränkt geweiht.

Sie kommt nach Danzig. Ihr Mann Adalbert ist ein wohlhabender Waffenhändler und -schmied (Schwertfeger). Seine Wohnung und Schwertfegerei hat er auf der Langgasse (Nr. 64), in der Nähe der St. Marienkirche. Schwer lastet nun auf Dorothea die Sorge um den großen Haushalt des Mannes (Gesellen, Lehrlinge)! Sie meistert alles! Noch mehr Kraft und Opfer verlangen von ihr ihre Mutterpflichten. Sie darf neun Kindern das Leben schenken. Sie nimmt die Kinder mit Dank gegen Gott und als besondere Gnade Gottes an! Gott bürdet ihr noch größere Opfer auf: Acht Kinder sterben früh, zumeist in den Danziger Pestjahren 1374 und 1383. Welch ein Schmerz für die zarte, feinfühligste Frau!

Als sie nach dem Tode der acht Kinder und, nachdem Adalbert sich zur Ruhe gesetzt hatte, über mehr freie Zeit verfügt, unternimmt sie, gewöhnlich zusammen mit ihrem Mann, kürzere oder weitere Pilgerfahrten: nach Pehsken, Karthaus und Köslin, nach Aachen und schließlich nach Einsiedeln in der Schweiz, wo die Familie eigentlich ihren dauernden Wohnsitz nehmen wollte, von wo Adalbert nach 1½ jährigem Aufenthalt jedoch wieder nach Danzig zurückzukehren befahl; 1389 pilgerte sie — ohne ihren kränklichen, alten Mann, aber zusammen mit andern Danzigern — zum Ablaßjahr nach Rom. Während dieser Zeit, Anfang Februar 1390, stirbt daheim Adalbert.

Überschauen wir das alles, so müssen wir anerkennen: Es war ein reiches, volles Leben einer Danziger Bürgerfrau, zumal all ihr Beten, ihre Kasteiungen und religiösen Übungen (der fast tägliche Besuch der hl. Messe, Sakramentenempfang usw.) begleitet waren, was hier noch nachzuholen ist, von lebendiger Anteilnahme an der Not ihrer Mitmenschen und tatkräftiger Hilfe für sie. Hervorgehoben sei nur, daß sie ihren Danziger Beichtvater Nikolaus von Hohenstein bei dessen Gründung des St. Elisabethospitals nach bestem Können reichlich unterstützte.

Aber das ist noch nicht die ganze Dorothea!

Mit Wohlgefallen schaute Gott auf seine treue Dienerin, deren Herz in Liebe zu ihm brannte. Und er nahm sie bald fester in seine Hand und schenkte ihr überreiche Gnade. Es traten bei ihr Vorgänge ein, welche die Theologie als mystische Gnaden bezeichnet.

Schon in einer eigenartigen Krankheit in ihrem ersten Ehejahre ließ Gott Dorothea am 3. Mai 1364, am Fest der Auffindung des hl. Kreuzes Christi durch die hl. Kaiserin Helena, diesen Vorgang visionär schauen. Sie sah und erlebte geistig alles, was sich damals in Jerusalem vollzog. Das ergriff sie aufs tiefste und entfachte ihre Gottesliebe zu noch heißerer Glut. Es mögen ihr in den folgenden Jahren ähnliche Gnaden zuteil geworden sein. Die Lebensbeschreibungen und andere Werke ihres späteren Beichtvaters und Biographen Johannes Marienwerder melden davon allerdings nichts. Aber für das Jahr 1378 berichtet Johannes, daß damals schon der „ekstatische Schlummer“ und „Ekstasen“ bei Dorothea eintraten. Sie wurde dabei „ganz von der Welt abgezogen“, „alles Irdische fiel von ihr ab“, und Gott zog dann seine treue Dienerin behutsam und liebevoll an sich. Sie durfte „himmlische Geheimnisse“ schauen, die der Mensch hienieden ohne außergewöhnliche Gnade Gottes nicht schauen kann; sie beglückten sie mit unaussprechlicher Wonne und entzündeten sie zu noch heißer brennender Gottesliebe, mit der sich um so tiefere Demut und größere Dankbarkeit gegen Gott verbanden.

Je reicher Gott einen Menschen begnadet, um so mehr prüft und läutert er ihn auch. Er läßt ihn, wie die mystische Theologie es ausdrückt, durch „Dunkle Nacht“ gehen. Dazu gehören bei Dorothea schon die großen Opfer, die Gott von ihr als Mutter verlangte; der Tod von acht Kindern. Es kam anderes hinzu. Die Ekstasen traten gewöhnlich bei ihrem nächtlichen Gebet ein, manchmal aber auch — menschlich gesprochen — zur unrechten Zeit, in Gegenwart von anderen Menschen, die dafür keinen Sinn hatten, in der Kirche oder zu Hause am Tage. Gott fügte das wohl so, vielleicht um sie zu verdemütigen. Man staunte dann, redete hämisch darüber, „verketzerte“ Dorothea und zeigte sie sogar bei ihrem Pfarrer und bei dem Offizial von Danzig an. Dorothea hatte viel zu leiden. Erst recht seitens ihres Mannes, der das alles nicht

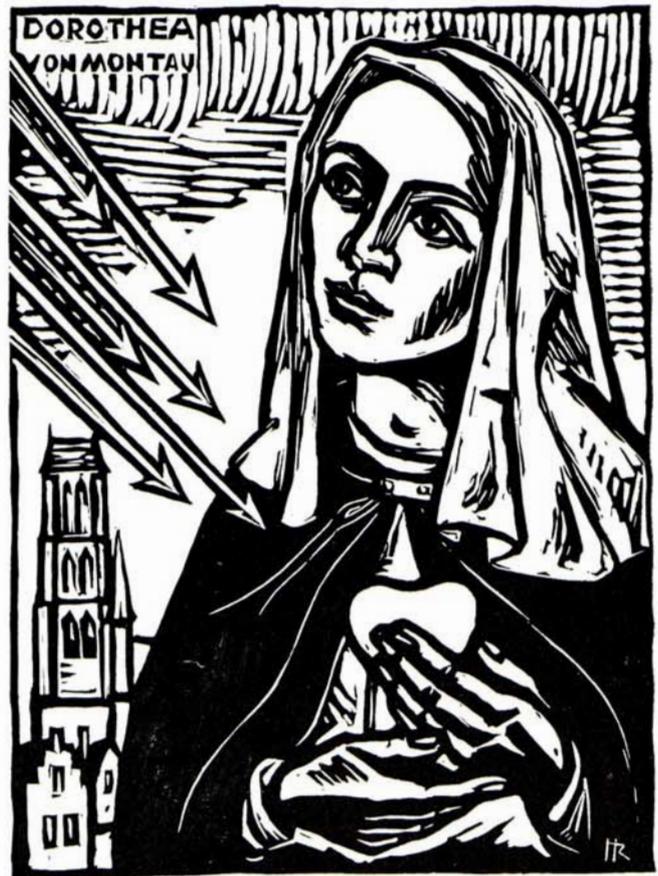
verstand. Er herrschte Dorothea dann heftig an, etwa wenn sie das Essen nicht pünktlich fertig hatte; er goß ihr Wasser über den Kopf, wenn sie in Ekstase war, schlug sie grob, sperrte sie einmal sogar im Keller ein und legte sie in Fesseln. Dorothea ertrug alles geduldig, ja gern. Als Adalbert seine Frau einmal in Gegenwart von Gästen ins Gesicht schlug, waren diese darüber entsetzt, aber noch mehr ergriffen von der Gelassenheit, mit der Dorothea diese Demütigung und Schmach ertrug.

Aber der gütige Herr schenkte seiner demütigen Dienerin weitere überreiche, außergewöhnliche Gnaden. Am Festtage der Bekehrung des hl. Paulus, dem 25. Januar, des Jahrs 1385 erfuhr sie in der St. Marienkirche in Danzig die „Herzenerneuerung“. Ihr Biograph berichtet: Als während der hl. Messe „das Stillnis“, die hl. Wandlung, war und Dorothea durch die nach vorn drängenden Gläubigen ganz nahe an den Altar herankam und in Andacht versunken betete, wurde sie wieder „vom Irdischen abgezogen“. Sie schaute dann den Herrn in menschlicher Gestalt vom Altare auf sich zuschreiten und empfand, daß er ihr „das alte Herz herausnahm und ein neues heißes Herz eindrückte“. Ein eigenartiges Geschehen, das verstandesgemäß nicht zu ergründen ist, dessen Wirklichkeit Dorothea aber ganz deutlich mit ihren „inneren Sinnen“ wahrnahm. Und sie „erfuhr“ von nun an die Gegenwart des Herrn noch lebendiger, „hörte seine Stimme Tag für Tag“, durfte immer wieder „himmlische Geheimnisse“ schauen und empfand trotz allen äußeren Ungemachs und teuflischer Versuchungen zum Mißtrauen gegen Gott, die der Herr häufig über sie kommen ließ, die Gegenwart Gottes in unbeschreibbarer Wonne und geistigem Jubel. Aber sie konnte mit niemand darüber sprechen, nicht mit befreundeten Danziger Frauen, selbst nicht mit ihrem Danziger Beichtvater, der sich sofort verschloß, wenn sie bei ihm wegen dieser sie wohl aufs höchste beglückenden, aber sie aufs tiefste erschütternden Vorgänge Rat holen wollte. Ein Leben, verborgen in Christus! Ein Mensch auf höchster geistiger Höhe, aber ganz einsam!

Dieser Zustand, den die mystische Theologie als unwandelnde Vollvereinigung mit dem Herrn bezeichnet, steigerte sich in seiner Vollendung durch neue außergewöhnliche Gnaden im Jahre 1387 auf ihrer Rückkehr von Einsiedeln nach Danzig in einer Kirche in Lübeck, im Jahre 1389 während einer eigenartigen Krankheit mystischer Art in Danzig und erst recht in einer Krankheit in Rom im Jahre 1389/90. Sieben Wochen lag Dorothea hier erschöpft in einem Hospital, von allen Mitpilgern verlassen, ohne Nahrungsaufnahme, unbeweglich, in fast ununterbrochener Ekstase. Es trat damals in ihr „eine großartige Umwandlung ihres ganzen Zustandes“ ein, wie es einer ihrer späteren Beichtväter, Johannes Ryman, der Dompropst von Marienwerder, in ihrem Kanonisationsprozeß als Zeuge ausdrückte. Und ihr Haupt-Beichtvater und späterer Biograph Johannes Marienwerder schließt seinen Bericht hierüber mit der Mitteilung, daß Dorothea in dieser Zeit sogar das Gedächtnis völlig verloren hatte und selbst das Vater unser . . . „infolge der fast ununterbrochenen die sieben und die folgenden zwei Wochen dauernden Verzückung und Entrückung ihres Geistes, der überaus innigen Vereinigung ihrer Seele mit dem Herrn und der beständigen Heimsuchung des Herrn.“ Wider Erwarten der Ärzte und zu deren Erstaunen wurde sie damals ganz plötzlich gesund.

Vorzeitig kehrte Dorothea von Rom heim, weil sie durch neue Rompilger aus Danzig bestätigt erhielt, was sie schon innerlich empfunden hatte, nämlich daß ihr Mann daheim gestorben war.

Dorothea war nun freier geworden für Gott. Auf den Rat ihres Danziger Beichtvaters suchte sie den frommen und gelehrten früheren Professor in Prag und damaligen Domdekan von Marienwerder, Johannes Marienwerder auf. Er verstand



Holzchnitt von Heribert Reul

sie und erkannte sofort ihre hohe Begnadung, als sie ihm im Beichtstuhl über ihr geistiges Erleben berichtete. Im Jahre 1391 durfte sie nach Marienwerder übersiedeln und stellte sich ganz in den Gehorsam des Johannes. Er begann mit ihrer Zustimmung, ja auf den klaren Befehl des Herrn an Dorothea hin, das niederzuschreiben, was sie ihm über die ihr vom Herrn geschenkten Gnaden mitteilte: was sie visionär schaute und den Herrn zu sich sprechen hörte und was sie sonst seelisch erlebte. Johannes Marienwerder hat uns das in seinen Werken über Dorothea überliefert, die noch heute in Abschriften aus ältester Zeit vorhanden sind und die zum größeren Teil in neuerer Zeit gedruckt worden sind. Die umfangreichsten sind: Das Buch der Feste oder der Offenbarungen Dorotheas, die Lebensbeschreibung in sieben Büchern und das Siebenlilienbuch in sieben Traktaten.

Dorotheas sehnlichstes Verlangen, „allein mit Gott“ zu sein und eine Klausel beziehen zu dürfen, wird nach anfänglichem Widerstand seitens des Domkapitels schließlich erfüllt. Unter herzlicher Anteilnahme des Volkes wird sie am 2. Mai 1393 mit entsprechenden Zeremonien von ihren beiden Beichtvätern in eine solche eingeführt. Die Klausel lag unter dem Absatz des Treppenaufganges vom Unter- zum Oberchor des Domes, maß 4 mal 3,80 Meter und hatte drei Fenster. Die Tür wurde verschlossen. Hier lebt Dorothea nun ein Leben größten Verzichtes, harter Sühne und ununterbrochenen Gebetes, besonders für die Mitwelt und die Kirche (Kirchenspaltung!). Aber der Herr läßt seine Braut, wie er Dorothea nennt, um so inniger und beglückender seine Gegenwart erfahren. Sie braucht (schon lange) keinen Schlaf mehr. Ihre Nahrung ist ganz karg; und was sie genießt, löst sich so in ihr auf, daß sie keine Ausscheidungen hat. Sie braucht im Winter – und der damalige Winter war sehr hart – keinen Ofen; ihre Beichtväter und Besucher, die zu ihrer Klausel kommen, fühlen aber, wie Wärme von ihr ausströmt; die heißbrennende Gottesliebe lodert in ihr

auch körperlich so heiß, daß sie mit den Händen noch an den frostkalten Steinen Kühlung suchen muß. – Sie weiß sich mit Gott unzertrennlich verbunden und schöpft die Gewißheit darüber besonders daraus, daß der Herr ihr immer wieder erscheint und liebevoll zu ihr spricht. Auch erfährt sie täglich die Sendungen des Heiligen Geistes, der sie belehrt, manchmal aber zart tadelt, aber sie immer tröstet und beglückt. Täglich darf sie, wonach sie sehnlichst verlangt hat, die hl. Kommunion empfangen, die so sehr im Mittelpunkt ihres Betens steht, daß sie sich stundenlang darauf vorbereitet und dafür dankt; das Kommen des Herrn empfindet sie dabei in vielen verschiedenen gnadenhaften Weisen. Der Herr läßt sie die Gottesliebe in 36 Graden erfahren und entzündet sie dadurch zu immer innigerer Liebe: die heißbrennende, die siedende, die trunken machende, die untrennbare, die über alles große und die herzbrechende Liebe sind einige von ihr so bezeichnete Grade.

Von ihrer Klausur strahlt geistiges, religiöses Leben auf das ganze Preußenland aus. Sogar von fern her kommen Besucher, um die fromme Klausnerin um ihre Fürsprache bei Gott zu bitten oder um von ihr ein Wort des Ansporns zu hören. Manche wagen es kaum, näher zu kommen; alle gehen gestärkt im Guten heim.

Im Februar 1394 erlebt Dorothea die „Herzensdurchbohrung“, eine Gnade, die nur wenigen Mystikern zuteil geworden ist. Am 27. Mai 1394 teilt ihr der Herr mit, daß er ihr schon vor geraumer Zeit die „herzbrechende Liebe“ geschenkt habe. Er läßt sie bald darauf den Tag ihres Todes wissen, worüber sie aber ihren Beichtvätern trotz deren Drängens nichts sagen darf. Und am 25. Juni 1394 holt der Herr seine „Braut“ heim: Die herzbrechende Liebe macht ihre Seele frei für die endgültige Vereinigung mit Gott!

Bei der Nachricht vom Tode der frommen Klausnerin legte sich Trauer über ganz Preußen. Aber man war überzeugt: Dorothea ist bei Gott, eine Heilige! Ihre Leiche wurde in der Bischofsgruft des Domes beigesetzt. Pilger und Pilgerzüge kamen zu ihrem Grabe. Gebetserhörungen wurden in großer Zahl gemeldet. (In den Akten ihres Kanonisationsprozesses wurden für die ersten zehn Jahre nach ihrem Tode über 300 behandelt.) Die kirchlichen Stellen förderten bald ihre Verehrung. Schon eineinhalb Jahr nach ihrem Tode beantragte die geistige Elite des Deutschordenslandes – mit dem Hochmeister an der Spitze – beim Heiligen Stuhl in Rom ihre Heiligsprechung. Der Prozeß wurde auch geführt, kam aber wegen der Ungunst der Zeit (Schlacht bei



Dorothea auf Altarbild in St. Johann in Thorn (1637)

Tannenberg, Kirchenspaltung, Kampf um Rom u. a.), nicht zum Abschluß. Die Verehrung Dorotheas, ihr Kult, blieb jedoch bis in die jüngste Zeit bestehen. Und gegenwärtig arbeiten wir bekanntlich daran, die Bestätigung ihres Kultes durch den Heiligen Stuhl zu erwirken. Es geschieht vor allem aus folgender Erwägung heraus: Wenn Gott uns das große Geschenk einer Heiligen gewährt hat, haben wir Ihm gegenüber die Pflicht, das auch öffentlich herauszustellen.

Verehren wir unsere große Schutzfrau! Lieben wir unsere Mutter Dorothea!  
**Dr. Stachnik**

## 1891 – Großes Ereignis für die Danziger Katholiken

### Der 38. Deutsche Katholikentag in Danzig

von Prof. Dr. Franz Josef Wothe

Die Deutschen Katholikentage wurden meistens in Städten des Westens und des Südens unseres Vaterlandes abgehalten. Ein Katholikentag fand in Magdeburg statt. Zweimal versammelten sich die Katholiken nach dem letzten Kriege in Berlin. Breslau war auch eine bevorzugte Stadt für die Veranstaltungen der Deutschen Katholikentage. Nur ein einziges Mal fand der Deutsche Katholikentag in Danzig statt, und zwar 1891 vom 30. August bis 3. September. Damals führten die Katholikentage noch die offizielle Bezeichnung „Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands“. Im Anschluß an diese Generalversammlungen erstattete das Lokalkomitee einen umfangreichen Verhandlungsbericht. Der Verhandlungsbericht vom Deutschen Katholikentag in Danzig ist in einem Exemplar in der Hofbibliothek des Fürsten Löwenstein in Kleinheubach vorhanden. Se. Durchlaucht, Fürst Karl zu Löwenstein, Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, hat uns freundlicherweise dieses Exemplar überlassen. Es bildet ein lebendiges Dokument für die Danziger Kirchengeschichte vor der Jahrhundertwende. Der Band wurde gedruckt bei H. F. Boenig in Danzig und umfaßt rund 500 Seiten.

Der Generalversammlung lag eine Geschäftsordnung zugrunde nach den Beschlüssen der Generalversammlung zu Breslau 1886 und das Lokalkomitee arbeitete nach einem Leitfaden, der vom Lokalkomitee zu Trier 1887 erstellt worden war. Am 28. August 1890 hatten einige Danziger Katholiken der 37. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Koblenz den Antrag zur Beratung vorgelegt, man möge die 38. Generalversammlung in Danzig abhalten. Unterschrieben war dieser Antrag von Buchdruckereibesitzer Boenig, Geheimen Sanitätsrat Dr. Hildebrandt, Kaufmann Josef Fuchs, Pfarrer F. Scharmer, Pfarrer A. Spors, Ehren-domherr und Dekan Stengert und Pfarrer Mentzel. Sprecher für den Antrag waren Dr. Porsch, Breslau, Prof. Dr. Behrendt, Pelplin, Krebs, Braunsberg. Der Antrag wurde angenommen, die telegrafische Kunde davon erregte lebhafteste Freude unter den Katholiken Danzigs. Der damals noch für die Stadt Danzig zuständige Diözesanbischof von Kulm, Dr. Leo Redner, erteilte die Genehmigung für die Abhaltung der Generalversammlung in Danzig. Schon am 21. Dezember 1890 konstituierte sich das Lokalkomitee und wählte folgende Herren in den Vorstand: Kaufmann Josef Fuchs als

Vorsitzenden, Domherr Stengert als stellvertretenden Vorsitzenden, Pfarrer Mentzel, Redakteur Schlesinger, Rechtsanwalt Dobe als Schriftführer, Juwelier Richter und Geheimen Sanitätsrat Hildebrandt als Schatzmeister. Außerdem gehörten die Ortspfarrer zum Lokalkomitee. Unter den Mitgliedern der einzelnen Kommissionen findet man zahlreiche Namen, die den Danzigern noch heute geläufig sind, wie Kaufmann Landmann, Kaufmann Lindenblatt, Maurermeister Wendt, Lehrer Kamulski, Dr. Semrau usw.

Das Programm der Tagung sah in vielem anders aus, als wir es von heutigen Katholikentagen gewohnt sind. Die Katholikentage waren in damaliger Zeit Arbeitstagungen zur Beratung anstehender Zeitprobleme. Allerdings kam auch die Geselligkeit nicht zu kurz. Alles hatte seinen festlichen Rahmen. Am Sonntag, dem 30. August, begann man abends mit einer Segensandacht in St. Nikolai. Anschließend wurden die Gäste im Schützenhaus begrüßt. Der Montag rief die Teilnehmer zu einem Pontifikalamt in die Pfarrkirche St. Nikolai, bei dem u. a. der Chor der Marienschule sang. Darauf zogen alle Teilnehmer in Prozession – die Fahnen des Gesellenvereins und der Studentenverbindungen voran – zum Schützenhaus, wo die erste geschlossene Generalversammlung stattfand. Am Nachmittag waren Sitzungen der Ausschüsse. Ein Promenadenkonzert im Schützenhausgarten zog viele Schaulustige an. Am Spätnachmittag war dann die erste öffentliche Generalversammlung im Wilhelmtheater und am Abend eine Festversammlung des Katholischen Kaufmännischen Vereins im Schützenhaus. Am Dienstag war morgens ein Requiem in der St. Josefskirche. Der Tag über war angefüllt mit geschlossenen und öffentlichen Versammlungen, wobei es bemerkenswert ist, daß eine eigene öffentliche Generalversammlung für die polnischen Teilnehmer stattfand. Der Abend brachte eine Festversammlung des Katholischen Gesellenvereins im Schützenhaus und einen

Festkommers der katholischen Studentenvereine im Wilhelmtheater. Am Mittwochmorgen begann man mit einem Hochamt in der Pfarrkirche zu St. Nikolai, der Vormittag war mit Beratungen ausgefüllt und der Nachmittag brachte zur Erholung eine Dampferfahrt nach Neufahrwasser über die Rhede nach Zoppot. Am Abend fand man sich zu einer öffentlichen Generalversammlung ein und anschließend war noch eine Festversammlung des Katholischen Volksvereins und ein Kartellkommers der katholischen Studentenverbindungen. Am Donnerstagmorgen wurde das hl. Meßopfer gefeiert nach der Meinung des Bonifatiusvereins in der Königlichen Kapelle, in der St. Nikolai-, St. Brigitten- und St. Josefs-Pfarrkirche. Eine geschlossene und eine öffentliche Generalversammlung füllten den Vormittag aus. Nachmittags um 3 Uhr war das Festmahl im Schützenhaus und daran anschließend ein Gartenfest im Schützenpark. Der Freitag führte die Teilnehmer in einem Extra-Zug nach Marienburg zur Besichtigung des Ordensritterschlosses.

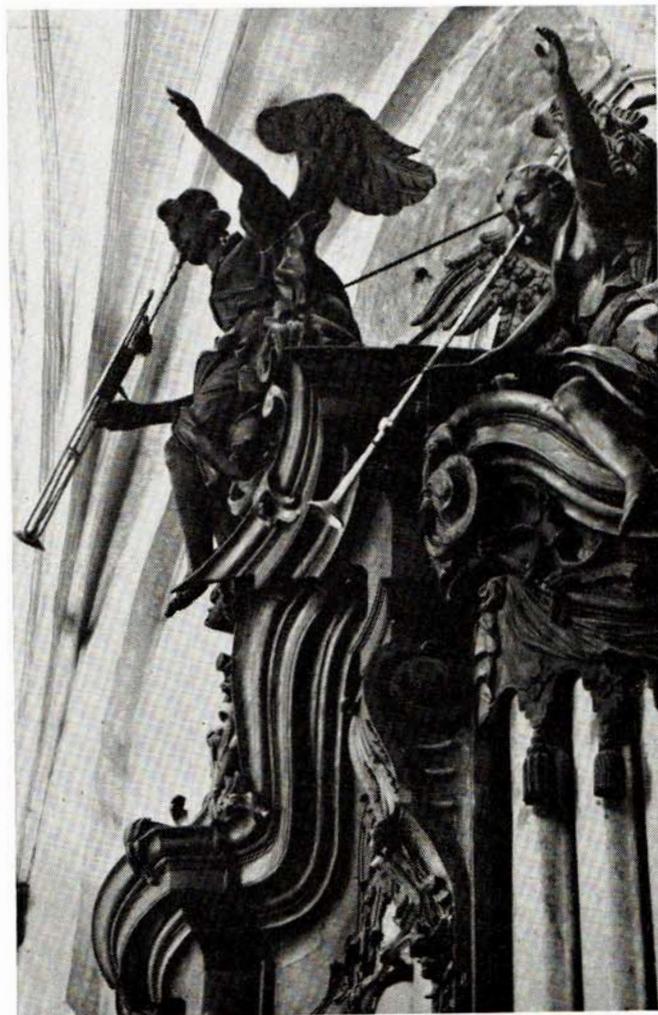
Die Mehrzahl der Veranstaltungen fand im Schützenhaus statt. „Für die öffentlichen Generalversammlungen und einzelne Abendfestlichkeiten war das erst kurz vor dem Beginn der Generalversammlung neu dekorierte Wilhelmtheater gewonnen worden, welches 4 bis 5 000 Personen Aufnahme gewähren konnte. Dasselbe liegt zwar am andern Ende der Stadt, hat aber mit dem Schützenhaus direkteste Verbindung mittelst der Pferdebahn, so daß auch der Bequemlichkeit hinreichend Rechnung getragen werden konnte.“ Eine Triumphpforte bildete den Eingang zum Schützenhausgarten und zum Wilhelmtheater. Eine große Inschrift: „Willkommen Katholiken Deutschlands!“ war auf dem Balkon des Schützenhauses angebracht. Zu beiden Seiten der Bühne prangten die Wappen der Stadt Danzig und der Diözese Kulm. Das Podium der Bühne war mit rotem Sammet und blauer Seide dekoriert, „zahlreiche elektrische Bogenlichtlampen ergossen Tageshelle über den ganzen Festraum.“

Die Begrüßungsversammlung wurde eröffnet durch den Präsidenten des Lokalkomitees, Kaufmann Josef Fuchs. Es folgten seinen Ausführungen zahlreiche Redner aus allen Landesteilen Deutschlands, die zum großen Teil das erste Mal in Danzig weilten und in ihren Ausführungen sich nicht genug tun konnten in Lobeshymnen über die Stadt am Ostseestrand. Als erster Bürgermeister von Danzig sprach Dr. Baumbach, der als evangelischer Christ vor allen Dingen auf den Frieden und die Eintracht unter den Konfessionen in der Stadt Danzig hinwies. Er ertete lebhaften und langanhaltenden Beifall.

Unter den Beratungen nahm die soziale Frage einen breiten Raum ein. Man sprach eingehend über das damalige soziale Problem der sogenannten „Sachsengänger“, das waren die polnischen Landarbeiter, die in großen Scharen nach Mitteleuropa, nach Niedersachsen bis nach Westfalen, zum Teil nur für eine Saison, zum Teil für dauernd, der Landarbeit nachgingen. Die Zuckerrübenkampagne, die in jenen Jahren höchste Gewinne erzielte, lockte viele Arbeiter an. Allerdings war die Lebensform dieser Menschen primitiv, der religiös-sittliche Besitzstand aufs äußerste gefährdet. Einzelheiten, die in Danzig berichtet wurden, lassen uns einen tiefen Blick tun in die soziale Not jener Jahre.

Es wurde auch eingehend über die römische Frage gesprochen, also über die Existenz des Kirchenstaates. Hier dachte man noch völlig konservativ im Sinne des 19. Jahrhunderts. Dann sprach man über Schulpolitik, über den Bonifatiusverein, über Pressefragen, Kunstfragen, Unterricht und Bildung und vieles andere mehr.

Der Danziger Katholikentag war ausgezeichnet durch zwei Ereignisse, die seinen Inhalt weithin prägten: Es war der erste Katholikentag, auf dem Ludwig Windthorst nicht mehr anwesend war, er war kurz vorher gestorben. Aus den Reden geht hervor, daß die deutschen Katholiken damals den Tod von Ludwig Windthorst geradezu wie eine Zeitenwende erlebten. Immer wieder kamen die Redner auf Windthorst zu sprechen, und sie beschworen seinen Geist der Freiheit, des Rechtes, des Mutes, um, wenn auch ohne seine per-



Engel am Orgelprospekt in Oliva



Blick ins Seitenschiff der Kathedrale Oliva

sönliche Mitwirkung, doch nach seinem Vorbild, die Zeitprobleme lösen zu können. Zum andern wurde der Katholikentag bestimmt durch das kurz vorher veröffentlichte Rundschreiben Leo XIII. über die Arbeiterfrage. Immer wieder bezog man sich auf diese Enzyklika und sah in ihr die Bestätigung des christlich-sozialen Ringens und die Lösung der sozialen Frage.

Die Katholikentage jener Zeit wurden wesentlich von Laien getragen, obwohl auch Geistliche als hervorragende Redner auftraten. So sprach mit viel Erfolg der Pfarrer von Wolfenbüttel, Dr. Grube. Auch Generalsekretär Franz Hitze sprach über die soziale Frage. Ein großer Volksredner muß ein Dechant Dr. Hammer aus der Rhein-Pfalz gewesen sein. Er erntete stürmischen Beifall. Die Bischöfe hielten sich in jenen Jahren hinsichtlich einer persönlichen Teilnahme an den Katholikentagen sehr zurück. Ein einziges Mal nahm der zuständige Ordinarius, der Bischof von Kulm, Dr. Leo Redner, an der Versammlung teil. Häufiger war der frühere Armeebischof Namszanowski, der damals in Oliva residierte, an der Tagung teil. Er sprach auch das offizielle Schlußwort und erteilte der Versammlung den bischöflichen Segen.

Viele Einzelheiten aus dem Bericht sind interessant. Wir können sie leider nicht alle bringen. Einiges wirft ein solch charakteristisches Licht auf das Leben in jener Zeit, daß wir uns nicht ersparen können, es hier anzuführen:

Das Festmahl beispielsweise dauerte drei Stunden und vereinigte 400 Gäste zum Diner. Es wurden zahlreiche Tischreden gehalten.

Der Tagungseifer war grenzenlos groß. Das würde heute keiner mehr verkraften können. Am Nachmittag des 2. September, an einem Mittwoch, machte man die schon erwähnte Dampferfahrt. Man kehrte gegen 19 Uhr nach Danzig zurück. Um 19 Uhr begann schon wieder eine öffentliche Generalversammlung. Diese brachte drei große Reden, von denen jede mindestens eine Stunde dauerte. Um 22 Uhr wurde die Versammlung geschlossen, und anschließend ging man

zur Festversammlung des Katholischen Volksvereins, die bis nach Mitternacht sich hinzog. Parallel geschaltet war ein Kommerz der Studentenverbindungen, der bis in die frühen Morgenstunden die Teilnehmer zusammenhielt. Aber am nächsten Morgen war um 7 Uhr schon wieder hl. Messe. Und das war die gute, ruhige Zeit!

Dafür noch ein Beispiel: „Am Freitagmorgen, 9<sup>1/2</sup> Uhr, fuhr ein Extrazug 2. Klasse mit ca. 200 Teilnehmern der Katholikenversammlung mit zahlreichen Damen nach Marienburg. Es herrschte selbstverständlich die gehobenste Stimmung, obschon die Sonne, die heiß vom wolkenlos lachenden Himmel herniederbrannte, eine recht empfindlich warme Temperatur in den Waggons erzeugte. Schon unterwegs wurde den Fahrenden eine Freude und Überraschung zuteil. Als der Extrazug die Ortschaft Langenau passierte, wurde den Teilnehmern der Fahrt eine herzliche Ovation dadurch dargebracht, daß Mitglieder der Generalversammlung in der Nähe des Bahnkörpers mit einer mächtigen Fahne sich aufstellten und durch Zurufen, Winken mit Tüchern eine glückliche Reise wünschten. Diese Aufmerksamkeit wurde denn auch freudig bemerkt und freundlich aufgenommen. Um 10<sup>1/2</sup> Uhr erfolgte die Ankunft in Marienburg. Nach kurzer Stärkung auf dem Bahnhofe ging's zur Marienburg . . .“

Der Diözesanbischof von Kulm hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß der Katholikentag sich auch auf das religiöse Leben der Stadt Danzig fruchtbar auswirken möge. Wenn man den enthusiastischen Schlußworten der Generalversammlung Glauben schenken darf, ist dieser Erfolg zu verzeichnen gewesen: Das katholische Danzig und die Katholiken Westpreußens sind durch jenen Katholikentag wach geworden und haben erkannt, daß sie nicht verloren in der Diaspora stehen, sondern mit einigem Selbstbewußtsein sich stolz und mutig zu ihrem heiligen Glauben bekennen dürfen in der Gemeinschaft aller katholischen Brüder und Schwestern Deutschlands und der Weltkirche.

## DIE KIRCHEN DER DIÖZESE DANZIG

### FESTGABE

für Exzellenz, den Hochwürdigsten Herrn Bischof

MSGR. DR. CARL MARIA SPLETT

Bischof von Danzig

Das Buch bringt alle Kirchen der Diözese Danzig im Bild und ist eine wertvolle Gabe auch für alle Danziger.

Es bringt auf 136 Seiten in Kunstdruckpapier 65 Photos mit Text. Das Buch wird ausgeliefert durch den Bernward-Verlag, Hildesheim, und kostet, durch den Buchhandel bezogen, DM 15,80. Bis zum 1. Oktober 1963 gilt der Subskriptionspreis **DM 12,50**. Bestellungen sind an den Bernward-Verlag, 32 Hildesheim, Goslarschestraße 23, zu richten.

Die nächste Nummer des Heimatbriefes erscheint am  
15. Oktober 1963

„Heimatbrief der Danziger Katholiken“. — Herausgegeben vom Danziger Bistumsrat und verlegt von der Kirchlichen Zentralstelle der Danziger Katholiken, 44 Münster/Westf.-Gremmendorf, Vörnste Esch 20. — Post-scheckamt Dortmund Nr. 619 41 (Prälat Dr. Behrendt) — Schriftleitung: Konsistorialrat Prof. Dr. Frz. Jos. Wothe, Hildesheim, Goebenstraße 11, Druck: Gutenberg-Druckerei Th. Bröcker, 44 Münster/Westf., Bergstr. 71/72